This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Württembergische Neujahrsblätter.
Neue Folge. Blatt I.

Aus den
Lehr- und Wanderjahren
unserer Väter.

Nach Gedrucktem und Ungedrucktem.

Von

Dr. Julius Hartmann.

Mit 6 Bildnissen.

Stuttgart, 1896.
Verlag von D. Gundert.

Ge 49.1.5

HARVARD COLLEGE LIBRARY

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Württembergische Neujahrsblätter.
Neue Folge. Blatt 1.

Aus den

Lehr- und Wanderjahren unserer Väter.

Nach Gedrucktem und Ungedrucktem.

Von

Dr. Julius Hartmann.

Mit 6 Bildnissen.

Stuttgart, 1896.
Verlag von D. Gundert.

Ger 49.1.5

Hofbuchdruckerei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Einleitung.

Es war doch eine mit der jetzigen kaum mehr zu vergleichende Zeit, in der unsere Väter vor hundert und hundertfünfzig Jahren aufwuchsen und sich für ihren Beruf heranbildeten. Das Elternhaus kannte noch eine ernste, oft sehr strenge Zucht; Vater und Mutter wurden mit Sie oder Ihr, nicht mit dem vertraulichen Du angeredet. In gemessenen Abständen waren die verschiedenen Stände und Klassen der sogenannten höheren und der bürgerlich-bäuerlichen Gesellschaft getrennt, genau die Vorrechte der einen, die Pflichten der andern geregelt, das ganze Erwerbs- und Verkehrsleben in einen uns heute schwer begreiflichen Bann eingezwängt. Wer über solche Schranken ungefährdet hinaus, über den engen Kreis, in dem er geboren war, mit Erfolg sich emporarbeiten und auf der selbsterrungenen höheren Stufe unantastbar sich behaupten wollte, der bedurfte jener Kraft des ausdauernden, zähen Willens, des unentwegten Handelns nach Grundsätzen, die wir Charakter nennen, wohlausgeprägte sittliche Persönlichkeit. Und weil hiebei nächst der göttlichen Führung und Fügung die eigene Leistung das Meiste und Beste thun mußte, kein allgemeiner Schulzwang, keine von oben her angeordnete und geregelte Fortbildung aller nach den Schuljahren dem einzelnen die Sorge abnahm, so sah sich die Selbsterziehung und eigenartige Entwicklung der Kräfte belohnt, und es gediehen gerade innerhalb der streng geformten und eingezirkten Zustände und Verhältnisse die Originale, jene besonders gearteten, in keine Klasse ein-

zureihenden Persönlichkeiten, deren wir Älteren uns noch so gerne erinnern und die wir in der heutigen vereinerleiten Gesellschaft manchmal vermissen. Die Handwerker und Kaufleute, die es zu etwas Rechtem gebracht, die Begründer und Leiter größerer Geschäfte, die Einführer neuer Industriezweige für unsere damals noch fast ganz landwirtschaftliche, karg lebende Bevölkerung, aber auch nicht wenige unter den Geistlichen, Lehrern, Ärzten, Beamten, Offizieren — sie waren ja Menschen wie wir, mit denselben guten und schlechten Eigenschaften, aber es will uns, die wir noch in die erste Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts zurückblicken können, doch dünken, als wären sie nicht bloß nervenstärkere, fester, feierlicher einherschreitende, ruhiger und behaglicher lebende Menschen, sondern auch innerlich gefestigter, jeder in seiner besonderen Art ausgesprochener, seiner selbst in seinem Eigensein gewisser und froher gewesen. Man sehe von zehn und mehr jener Männer die Bilder, welche in den Familien und Sammlungen noch erhalten sind, genauer an und betrachte dagegen ebensoviele Bilder von heutlebenden Männern aus den gleichen Lebenskreisen in unsern Kunstausstellungen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Oder man lasse sich von einem kundigen Geleitsmann wie Riehl, Freytag, dem Schwaben Julius Klaiber in das Haus des achtzehnten Jahrhunderts einführen. Gehen wir mit dem Letztgenannten (Über deutsche und schwäbische Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Vortrag. 1873, wieder gedruckt 1894) „durch den dunkeln Hausgang die steile, schmale Stiege hinauf, über den backsteinbelegten Öhrn hin zu der traulichen Wohnstube, in der unsern Urgroßeltern ihr Leben verlaufen ist in Freud' und Leid! Fast mit der Hand erreichbar hängt die dunkelgetäfelte Decke über unsrem Haupt; reinliche Vorhänge zieren die niederen Fenster mit den runden, bleigefaßten Scheiben; auf dem Trippel in der Fensternische sitzt die Mutter am Nähtisch, dem Vater einen älteren Tuchrock wendend, zu

ihren Füßen auf dem sandbestreuten Boden spielen die Kinder mit dem rot- und blaugesprenkelten Nürnberger Gaul, den ihnen „der Herr Döte" von Stuttgart mitgebracht hat; im Winkel aber am riesigen Kachelofen, der weit in die Stube vorspringend eine behagliche Wärme verbreitet — er wird noch mit ganzen Scheitern geheizt — steht der lederne Lehnstuhl, in dem der Vater seine Mittagsruhe hält: das neueste Blatt des „über Land und See dahineilenden Mercurius" in der Hand ist er eingeschlummert, die gestrickte Hausmütze auf dem Kopfe, während die ehrwürdige Perücke zur Seite am Nagel hängt. Schlicht und schmucklos ist der Hausrat, der uns umgiebt, aber solid und auf die Dauer: der schwere eichene Tisch mit den starken gedrechselten Füßen, die dunkelfarbigen Stühle mit der geschnitzten Rücklehne und selbst die polierte Kommode mit den blinkenden Messingschilden — man sieht, sie dienen schon lange Jahre und halten wohl auch die nächste Generation noch aus. Die Wände noch ohne Tapeten, aber blank geweißt, in der Mitte ein Familienporträt in Öl gemalt, ein Kupferstich vom Prinz Eugenius oder Gustav Adolf, ein paar Silhouetten, mit der Hand geschnitten, ein kleiner Spiegel, schief aufgehängt, die Rute dahinter, ein schlichtes Bücherbrett mit der Hausbibel vorn, in der von des Vaters Hand die Geburtstage der Familie und merkwürdige Ereignisse aus ihrem Leben eingetragen stehen — das ist der ganze Schmuck. Aber ein stiller Friede weht durch diese Räume und ein ernster Geist der Zucht, des häuslichen Sinns, des tüchtigen Beharrens bei dem Ererbten und Ueberlieferten spricht aus allem, was wir vor uns sehen. Wir empfinden es unwillkürlich, in diesen Räumen ist nur Ordnung möglich und bestimmte Gewöhnung des Willens an das feste Gesetz; Eigensinn und Ungebärdigkeit der Kinder, freches Lachen oder unziemliche Reden der Erwachsenen — sie scheinen uns in solcher Umgebung undenkbar. Und wunderbar, der Mann selbst, den wir draußen so unselbständig, so ceremoniös, so seltsam

in Kleinlichkeiten befangen gefunden haben, hier ist er klar und energisch und selbstbewußt und völlig natürlich; hier in den Räumen seines Hauses, im Kreise der Seinen, an der Seite seines tüchtigen Weibes ist er vor allem Mensch, ist mit einem Wort der echte deutsche Familienvater mit dem ernsten Sinn und strengen Willen, aber auch dem warmen Herzen und dem herrlich tiefen Gemüte, und alle die köstlichen Züge deutschen Familienlebens, ehrentüchtiger Sinn und Geradheit und Biederkeit und häusliches Gefühl und Sparsamkeit und kräftige Kinderzucht und innige Herzlichkeit, und was ihrer irgend sonst noch ist, sie blühen im schwäbischen Bürgerhaus des achtzehnten Jahrhunderts so reich und schön, wie nur irgendwann und irgendwo auf deutscher Erde."

Die nachstehenden Blätter möchten nun durch Beispiele aus verschiedenen Berufsarten einen Einblick gewähren in die von den heutigen vielfach abweichenden Wege, auf welchen unsere Großväter und Urgroßväter für ihren Beruf herangebildet und erzogen worden sind und teilweise unter ganz andern, weit ungünstiger scheinenden Bedingungen als die Söhne und Enkel es zu etwas Rechtem und Ganzem gebracht haben. Daß wir von unsern Helden Abschied nehmen müssen, oft wenn der Leser gerade warm geworden und noch recht viel von ihnen erfahren möchte, liegt in dem Plan des Büchleins. Vielleicht wird der Enkel außer dankbarer Verehrung für den Ahn noch manch anderes daraus lernen können.

Handwerksmann.

Drangvolle Armut lerne der Knabe schon,
Durch scharfe Zucht und Kämpfe gekräftiget,
Mit Lust besteh'n. Horaz.

Unleugbar sind im Zeitalter der Dampfmaschine und der Eisenbahnen, unter dem stürmischen Drängen der Völker nach Freiheit und Gleichheit, im Gefolge der höheren Kultur mit ihrem „rastlosen Wetteifer und Neuerungsgeist" die gesamten Wirtschaftsverhältnisse schwieriger geworden. „Die Gewerbefreiheit, mit welcher die Freiheit der Ansiedlung und Verehelichung aufs engste zusammenhängt, läßt eben nicht bloß die guten, sondern auch die schlimmen Eigentümlichkeiten des neueren Gewerbefleißes zu vollster Entfaltung kommen." Darum schauen manche Ältere mit einem gewissen Heimweh auf die Zeit der größeren Gebundenheit, auf das alte Zunft- und Innungswesen zurück, vergessend, daß alles seine Zeit hat, ein neues Zeitalter auch neue Formen, im Wirtschaftsleben neue Arten von Teilung und Vereinigung der Arbeit braucht. Gewiß war das alte Lehrlings-, Gesellen- und Meisterwesen ursprünglich ein wohlbegründetes und heilsames. Aber — um nur wenige Punkte hervorzuheben, — mit Recht ist gesagt worden: die lange Dauer der Lehrzeit und die damit verbundene Behandlung des zur Familie des Meisters gehörenden Lehrlings haben auf die Dauer jeden höher Gebildeten vom Eintritt ins Handwerk abschrecken müssen; die Wanderschaft der Gesellen, die der Verbreitung gewerblicher Kenntnisse, der Anknüpfung von Verbindungen diente, der spießbürgerlichen Verdumpfung in den abgeschlossenen Zünften wehrte, sei entsittlicht worden, als die Verarmung der letzteren einen großen Teil der Gesellen zwang, sich aufs Betteln zu

werfen; die Meisterprüfung sei nur allzuhäufig in Plackerei aus Brotneid und in Gelderpressung ausgeartet (Roscher). Es ist eben zu allen Zeiten und unter allen Formen der Geist, der lebendig macht, das Glück, das hebt und senkt. Der Talentvolle und Charakterfeste hat in den Zeiten der Blüte und des Zerfalls der Zunftverfassung gleicherweise zu Ehre und Besitz sich emporgeschwungen, wie er es unter dem heutigen Zeichen der Freiheit und Gleichheit vermag.

Einer schlichten schwäbischen Färbersfamilie entstammt, hat sich ein Oberkampf den Namen eines der größten Fabrikanten Frankreichs errungen; aus der dürftigen Werkstatt eines sehr einfachen, kaum beschäftigten Vaters heraus ist, ohne Reisen, der Cannstatter Walcker einer der berühmtesten Orgelbauer aller Zeiten geworden.

Christoph Philipp Oberkampfs Vater, aus Vaihingen an der Enz, kam als wandernder Färbersgeselle ins Fränkische, heiratete die Tochter des fürstlich-Hohenlohe-Ingelfingenschen Hofgärtners Säm in Schrozberg und ließ sich in dem ehemals Markgräflich Ansbachschen Dorf Wiesenbach bei Gerabronn nieder. Hier wurde sein ältester Sohn, Christoph Philipp, am 11. Juni 1738 geboren, brachte aber seine Kindheit und erste Jugend an verschiedenen Orten zu. Denn sein Vater, ein unstäter Erfinder und Planmacher, suchte bald da, bald dort vergebens sein kleines Geschäft in Aufnahme zu bringen, erst in Fürth, dann in Mainz, Basel, und endlich zu Aarau in der Schweiz. Christoph Philipp erlernte das väterliche Handwerk, übte sich aber mit Vorliebe im Zeichnen und Gravieren. Von der Mutter ermutigt, verließ er im 19. Lebensjahr das Elternhaus in Aarau, um in größeren Geschäften sich umzusehen. In Mülhausen im Elsaß fand er als Graveur in der Fabrik von S. Köchlin und H. Dollfuß Gelegenheit, einen umfassenden, wohleingerichteten Gewerbsbetrieb kennen zu lernen. Aber schon nach einem halben Jahre rief ihn der Vater zur Beihilfe im eigenen Geschäft

und zur Förderung des Bruders Friedrich im Erlernen des Gravierens heim. Von Paris aus suchte man bald darauf für ein zu errichtendes Färberei- und Druckgeschäft tüchtige Schweizer Arbeiter. Das leuchtete Oberkampf für seine beiden Söhne ein, er gab ihnen ein kleines Reisegeld und schickte sie unter Anwünschung des göttlichen Segens hinaus in die Welt. Im Oktober des Jahres 1758 machten sich die Brüder, den Ranzen auf dem Rücken, getrost auf den Weg nach Paris.

Dort sollten Umsicht, Fleiß und Ordnungsliebe bald unsere jungen Schwaben empfehlen. In unverdrossener, in die Feierstunden und weit in die Nacht hinein verlängerter Arbeit verrichtete Christoph Philipp Oberkampf seine Aufgabe im Gravieren, im Färben und Drucken, stellte neue Versuche an, übte das Erlernte ein, Auge und Geist stets auf die Vervollkommnung in seinem Geschäft gerichtet. Dabei hatte er zunächst in äußerster Einschränkung zu leben, er konnte für Wohnung und Kost in der Vorstadt Saint Antoine nicht mehr als 18 Sous ausgeben, und gerne zeigte er später in den Tagen seines Glücks das Fenster, an welchem er oft hungernd des Abends gestanden sei, setzte auch seiner ehemaligen Hauswirtin, als er hörte, daß sie verarmt war, bis zu ihrem Tod eine Rente aus. In der Fabrik, in welcher er arbeitete, fand Oberkampf, daß manchmal unechte Farben angewendet wurden, um die für echt ausgegebene Ware billiger herzustellen. Er weigerte sich, mitzuhelfen; als aber das Geschäft ins Stocken geriet, weil der Besitzer sich noch in andere Unternehmungen eingelassen hatte, denen er nicht gewachsen war, und als nun die Arbeiter die Fabrik verließen, blieb Oberkampf, weil er sich auf ein Jahr verpflichtet hatte, und arbeitete mehrere Monate ohne Bezahlung. Nun wagte er, „eine eigene Hütte aufzuschlagen," in Jouy bei Versailles, in einem durch seine Wasser, Wälder und grünen Rasenbeete lieblichen Thale. Er stand damals erst im 22sten Lebensjahre, war der französischen Sprache noch nicht vollkommen

mächtig, bekannte sich zu einer in Frankreich kaum geduldeten Konfession und sein ganzes sauer verdientes Vermögen belief sich auf 600 Francs. Die Bretterhütte, welche er für 300 Francs auf 9 Jahre mietete, bot so wenig Raum, daß er den Kessel im Freien anbringen mußte, ohne anderes Dach als den Himmel; die Platte des Tisches, dessen er zum Drucken sich bediente, verwandelte sich jeden Abend, mit einem Polster überworfen, in sein Nachtlager. Hier arbeitete Oberkampf mit seinem Bruder und zwei seiner früheren Genossen. Als einige Stücke Kattun bedruckt waren, ging er damit nach Paris und bot sie im Hotel Jabac zum Kauf an, es wurde ihm aber ein so niedriger Preis gemacht, daß dadurch nicht einmal die Herstellungskosten gedeckt gewesen wären. Betrübt ging er mit seiner Ware fort und trat, seine Not zu klagen, in den Laden eines gegenüber wohnenden Tapetenhändlers ein. Dieser machte den freundlichen Vorschlag, er wolle die Kattunstücke neben seinen Tapeten ins Fenster stellen. Nach kurzer Zeit waren die Stücke verkauft und wurden weitere verlangt. Der Färber in Jouy konnte nicht genug und schnell genug liefern, schon weil die Mittel zum Ankauf des Rohstoffs fehlten. Doch gelang dem unermüdlich Thätigen, nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen, einen würdigen Associé zu gewinnen, welcher die nötigen Gelder beischoß, in der Person des Herrn Sarasin-Demaraise. Die Verbindung währte 17 Jahre und die Vermögens-Abteilung erfolgte schon nach Millionen von Franken und, was mehr ist, in Frieden und Freundschaft, die fortdauerten bis ans Ende der Beteiligten.

Das waren die Anfänge eines Geschäfts von Weltruf durch einen jungen Schwaben, der als der nachmalige „Patriarch von Jouy" heute, achtzig Jahre nach seinem Tode, noch nicht vergessen ist.

(V. Hochstetter, Christoph Philipp Oberkampf. Eine Lebensschilderung. Vaihingen 1859.)

* * *

Der Gründer des weitberühmten Ludwigsburger Orgelbaugeschäfts Walcker und Söhne, Eberhard Friedrich Walcker, ist in Cannstatt, in einem kleinen Haus der engen Lammgasse, an welchem ein dankbarer Organist, Bergner aus Riga, unlängst eine Gedenktafel hat anbringen lassen, am 3. Juli 1794 geboren. Der Vater hatte bei dem Cannstatter Orgelbauer Hofmann gelernt und 1787 ein eigenes Geschäft gegründet, war auch, wie der Sohn später von ihm bezeugt, ein geschickter Meister. Aber die Zeit war nicht dazu angethan, einem Orgelbauer, wenn er noch so tüchtig war und noch so sparsam, ein sorgenfreies Dasein zu sichern. Wer ließ in der Kriegszeit zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts Orgeln bauen? Vater Walcker hat in seinem Leben selbst nur zwei neue Orgeln gemacht, eine für die Kirche in Cannstatt (1791), eine für Schwaigern (1817). Die Gemeinden waren froh, wenn sie in dieser geld- und verdienstarmen Zeit die dringendsten Schulden bezahlen konnten, höchstens verstand man sich dazu, die nötigsten Reparaturen vornehmen zu lassen. Dennoch stand es bei dem jungen Walcker fest, daß er ein Orgelbauer werden wollte. „Ich lebte", erzählte er später selbst, „der Hoffnung, diese Kunst über anklebende Mängel erheben und das Instrument auf eine solche Stufe der Ausbildung bringen zu können, daß es seiner Hauptaufgabe, würdigen Anteil am Gottesdienst zu nehmen, entspräche, und es war und blieb mir, der ich mich des Evangeliums nicht schäme, zeitlebens ein lieber Gedanke, durch meinen Beruf auch meinerseits der christlichen Kirche wenigstens mittelbar zu dienen." Es dauerte freilich lange, bis dieses Ziel erreicht war, und an Übung in der Geduld sollte es dem strebsamen jungen Geist nicht fehlen. Die Mutter erklärte sich aufs bestimmteste dagegen, daß der Sohn seines Vaters brotloses Handwerk erlerne. Zu ihrer Beruhigung kam er zunächst in eine andere Lehre. Während Walcker hier die Woche über schreinerte, Lacke und Firnisse kochte, ließ er sich des Sonntags vom Vater im Orgelbau

unterrichten, den dieser mit Recht für etwas Höheres hielt als die beste Tischlerei. Dem Sohn ging es nicht bloß ebenso, sondern er sann bereits bei der Erbauung jener Orgel für die Kirche in Schwaigern über Verbesserungen nach. Und die Orgeln jener Zeit waren allerdings noch sehr verbesserungsfähig. Ihr Bau ist ja nicht bloß Schreinerei und etwas Zinngießerei, Schlosserei, er greift tief in die physikalischen Verhältnisse und in das Gebiet der Musik, der heiligen Musik hinein und wird damit gewissermaßen zur Wissenschaft und Kunst. Das ahnte, erstrebte der junge Walcker, und seinem unbestimmten Sehnen kamen nun die Umstände in merkwürdiger Weise entgegen. Ein Würzburger Geigenmachersson von guter musikalischer Erziehung, vom Kurfürsten Karl Theodor zu weiterer Ausbildung nach Italien geschickt, hatte sich als Abbé Vogler zum größten Orgelvirtuosen seiner Zeit herangebildet und durchzog als solcher in den 1780er und 90er Jahren Europa, überall die Zuhörer, vor allem die Orgelbauer und Organisten durch sein Spiel in Erstaunen und Entzücken versetzend. Er war aber nicht bloß ein trefflicher Spieler, sondern auch ein vorzüglicher Theoretiker und der beste Kenner seines Instruments. So trat er als Reformator im Orgelbau auf mit seinem Vereinfachungssystem, nach welchem er sich, gegründet auf die genaueste Untersuchung, die Orgelpfeifen richtig zusammenstellen ließ. Dieser Mann kam nach Cannstatt, um ein Konzert zu geben, wie er es in Stuttgart, Ludwigsburg und anderen Orten Schwabens gethan. Er brauchte, um alle Wirkungen seines Systems zu erzielen, einen geschickten Orgelmacher, der ihm die Orgel nach seinen eigenen Angaben zurechtmachte. Zu diesem Zweck zog Vogler den jungen Walcker, der mittlerweile Geselle bei seinem Vater geworden war, bei, und es gelang jenem in der That damals schon, durch Vogler geleitet zu dessen Zufriedenheit eine reinere und kräftigere Intonation der Orgelpfeifen herzustellen. Der größte Gewinn aber war für ihn die Erkenntnis, daß er fortstudieren und weitersinnen müsse.

Wer soll Lehrling sein? Jedermann.
Wer soll Geselle sein? Wer was kann.
Wer soll Meister sein? Wer was ersann —

sagt Goethe. Das Sinnen und Ersinnen hat schon der Geselle Walcker geübt und hat es als Meister sein ganzes Leben fortgesetzt.

Als endlich 1815 der Friede kam und mit ihm ein Aufleben der Gewerbe, wurde es auch im Walckerschen Geschäft lebhafter. Orgelbauer gab es nicht viele und Vater Walcker, der im Mittelpunkte des Landes saß, bekam Bestellungen. 1817 hatte er, wie bereits erwähnt, eine Orgel für Schwaigern zu machen und der junge Gehilfe durfte mit Hand anlegen. Aber als er nun seine neuen Ideen verwirklichen wollte, trat wieder die Einsprache der bedächtig sorgenden Mutter, die alle kostspieligen Neuerungen verwarf, in den Weg. So dachte er darauf, selbständig zu werden, einen eigenen Herd zu gründen. Der Vater übertrug ihm, um daran sein Meisterstück zu machen, ein kleines Orgelwerk von 10 Registern für Kochersteinsfeld. Nochmals regte sich der Widerspruch der Mutter, sie fürchtete in dem Sohn einen Konkurrenten. Das trieb den Sohn, da überdies der Vater das eigene Geschäft einem Schwiegersohn (dem Begründer des heute noch in Weikersheim blühenden Geschäfts Laukuff) überlassen wollte, aus seiner Vaterstadt Cannstatt nach Ludwigsburg. Dort ist der Vater Walcker, 87jährig, 1843 bei dem Sohn gestorben, als er diesen schon durch ganz Deutschland und bis Petersburg hatte geschätzt und gesucht werden sehen. 283 Orgelwerke hat Walcker in den 51 Jahren, die er seinem Geschäft vorstand, gebaut; 350 weitere sind seitdem unter den Söhnen hinzugekommen, als neuestes ein vom Papst bestelltes Werk für die Peterskirche in Rom!

(Nach einem Vortrag, welchen Professor Dr O. Schanzenbach bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier Eb. Fr. Walckers in Ludwigsburg am 3. Juli 1894 gehalten hat.)

Kaufmann.

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben. Schiller.

Auch in der jetzigen Zeit der Handelsfreiheit, der Handelsschulen, Handelsakademieen ꝛc. geht der sicherste Weg zum rechten Erlernen der Kaufmannschaft, wie ehedem, durch strenge Lehrlingsjahre in einem guten, sei es kleineren oder größeren Handlungshaus und hernach etliche wohlvollbrachte Wanderjahre. Und die beste Mitgabe ist, nach wie vor, nicht das Geld, das Verlierbarste, was es giebt, schon eher der Kredit, wiewohl auch der nicht unerschütterlich ist, in erster Linie vielmehr ein heller Kopf, unerschütterliche Redlichkeit und zäher Fleiß, bewahrt durch jene Sittenreinheit, ohne die kein wahres Glück gedacht werden kann. Auf diesem Weg, mit solcher Ausstattung sind diejenigen Kaufleute, welche mit den andern Vertretern des guten deutschen Mittelstandes, Geistlichen, Lehrern, Künstlern, Ärzten, Beamten, diesem Stand seine Geltung und Bedeutung für das ganze Leben der Nation verschafft haben, herangebildet worden.

Im Jahr 1787 schreibt der Heilbronner Syndikus Becht einem Pflegsohn, der, neunzehnjährig, die Schreibstube verlassen und in eine kaufmännische Lehre gehen wollte, Worte der Abmahnung, die mehrfach an heutige Verhältnisse erinnern: „In Ihrem Alter erst in die Lehre und zwar in eine Lehrzeit von vielen Jahren zu gehen, muß Ihnen selbst bedenklich sein. Ein Kaufmann nimmt auch bei großem Lehrgeld keinen Jungen auf weniger als 4 oder 5 Jahr in die Lehre. Ist diese Zeit vorbei, so kostet es viele Mühe, in ein gutes Salarium zu kommen. In den Frankfurter Messen sitzen hundertweis junge Leute, die dergleichen Unterkunft suchen und oft noch Kostgeld dazu zu zahlen anbieten. Wie schwer endlich ein eigenes Etablissement ohne Fonds sei, giebt die Sache selbst. Zu

dem Platz in Nancy, den Ihnen Hr. Erhard auswirken will, werden Sie noch weit nicht stark genug im Französischen sein. Er soll Ihnen lieber, wenn Sie doch auf diesem Vorsatz bleiben wollen, einen Platz in den Gegenden, wo er selbst ist, verschaffen. In den niederländischen Fabrikstädten hat schon mancher Heilbronner durch baldige Applikation und gute Aufführung den Beifall und weitere Versorgung seiner Lehrherrn erlangt. In einer französischen Handlung aber, wo Sie den Prinzipal nicht verstehen, und er Sie nicht versteht, werden Sie nicht zurechtkommen und riskieren, wieder entlassen zu werden." Hier sind die Haupt-Wanderziele der damaligen jungen Kaufleute Schwabens genannt. Balthasar Haug in seinem „Gelehrten Wirtemberg" 1790 füllt 8 Seiten mit Namen von „Wirtembergischen Kaufleuten, a) die außer Lands etabliert sind und das Stuttgarter Gymnasium oder wenigstens die niedern Lehranstalten durchloffen, b) die noch nicht etabliert sind, aber schon wichtige Geschäfte aufhaben, c) junge Handlungsbeflissene, die erst seit einigen Jahren unsere Lehranstalten verlassen haben" und auswärts dienen. Auch Asien und Amerika, fast jedes Land in Europa sind vertreten, besonders stark Holland und Frankreich. In letzterem war ein bevorzugtes Ziel unsrer jungen Landsleute die blühende Seestadt Bordeaux. Was einige derselben dort in der schlimmsten Zeit der französischen Revolution erlebt haben, verdient aus einem (von Herrn Dr. W. Lang uns gütigst mitgeteilten) Familienbrief vom Januar 1794 mitgeteilt zu werden.

Ein Sohn des Dekans Reinhard in Balingen hatte in Bordeaux, wo sein älterer Bruder, Karl Friedrich, Hofmeister gewesen und dann französischer Diplomat geworden war (gestorben als Graf und Pair von Frankreich 1837), wohl durch diesen Bruder eine Stelle in einem Handlungshaus erhalten. Er traf dort nicht wenige Landsleute, darunter einen Autenrieth aus Stuttgart. Dieser brachte im Januar 1794 ins Balinger Dekanathaus heißersehnte Nachrichten von den Söhnen in Frankreich, welche eine Schwester

einem dritten Bruder nach Wetzlar überglücklich in folgenden Worten meldete: „Die gütige Vorsehung hat uns unsern Eberhard erhalten — er lebt! ist in Freiheit! ist in Paris an der Seite unsres l. Karls, unabhängig, zwar jetzt ohne Bestimmung, aber auch ohne eigene Gefahr, in der Lage, sich nun selbst wieder einen Weg zum Glück zu suchen. Kaum konnte mein letzter Brief an Dich aus unsern Mauern sein, so kam morgens um 8 Uhr ein Fremder zu mir in die Küche, der mit wenig Worten nach unsrem l. Vater fragte. Er sah so heiter, so gefällig und gut aus, daß mich sein Anblick freute, und im Augenblick dacht' ich: wie, wenn er ein Bote der Freude wäre?! Gleich kam unser guter Vater, brachte ihn zu uns und die Nachricht, daß dies Herr Autenrieth von Stuttgart sei, der aus Bordeaux komme, über Paris gereist sei und da unsre beiden l. Brüder gesprochen, die sich wohl befinden, uns die herzlichsten Grüße melden lassen und uns bitten, ihrentwegen ganz ruhig zu leben. Wonne und tiefe Rührung zeigte das Gesicht unsers guten Vaters, alle Geschwister rief ich zusammen und alle jauchzten! Nun fragten alle, man verschlang jedes Wort, die Erzählung konnte so wenig ruhig und geordnet sein, als es jetzt meine ist, da ich zu viel sagen möchte und doch dem langsamen Gang der Feder folgen muß. Also Hr. Autenrieth erzählte: da man in Bordeaux eine Contrerevolution unvermeidlich und ganz nahe sah, entschlossen sich mehrere Fremde, meistens junge Kaufleute, ehe die Gefahr da wäre, ihr zu entgehen. Sie mieteten Schiffe, um nach England zu reisen, sie waren bereits abgesegelt, da sie aber in die offene See stechen wollten, wurden sie angehalten und zur Rückkehr genötigt. Während dieser Zeit hatte sich alles geändert, die Contrerevolution war ausgebrochen und schon die traurigen Maßregeln getroffen. Autenrieth fand auch sein Haus versiegelt, seinen Herrn geflüchtet, ebenso das Haus des Hrn. Kunkel, (in welchem Reinhard angestellt war). Eberhard war nicht unter der Schiffsgesellschaft, seine Verbindung mit K. Hauff

(aus Stuttgart, damals Hofmeister in Bordeaux, in der Folge Professor an verschiedenen Orten, heiratete die Schreiberin dieses Briefs, † in Brüssel 1846) und sein Interesse an der Handlung machten ihm das Aushalten zur Pflicht. Nun waren sie in banger Erwartung, was sie erwarte und in einem dieser bangen Augenblicke schrieb uns unser Bruder und Autenrieth seinem Vater. Von Hrn. Kunkel wurden mehrere Intriguen bekannt, z. B. daß er durch bestochene Kuriere Bordeaux mit falschen Nachrichten aus Paris und den Provinzen getäuscht, daß er in Kommissionsgeschäften eigennützig gehandelt und immer zu wenig Patriotismus gezeigt habe. Er wurde aufgesucht und war auf dem Punkte, guillotiniert zu werden, aber Freundesfürsprache und Geld retteten sein Leben. Eberhard war wie seine Freunde indessen außer Thätigkeit, in fremder Wohnung und Kost. Alle Nacht, sagte Autenrieth, legten wir ein gepacktes Felleisen neben das Bett, weil wir jeden Augenblick die Flucht als das letzte Mittel, das Leben zu retten, vor Augen sahen. Täglich führte man 12—18 Menschen auf das Schafott; mehrere Tage waren die Thore ganz gesperrt und jeder Mensch in Gefahr, auf die grundloseste Verleumdung eines Schurken aus dem niedersten Pöbel hin gefangen und guillotiniert zu werden. Wir lebten in der schrecklichsten Ungewißheit, bis endlich die Sache der Angesehensten in der Stadt mehr untersucht und entschieden war. Dann wurde wieder ein wenig Ruhe; unbedeutende und unbeschuldigte, besonders junge Leute aus neutralen Staaten erhielten wieder Pässe, und nun entschloß sich Autenrieth mit einigen Hannoveranern, Hamburgern, Amerikanern und Schweizern, auf ihr Leben und ihre Freiheit durch die Rückkehr in ihr Vaterland zu denken. Frankreich ist so sehr Feind Deutschlands, daß Autenrieth sich nur mit Lebensgefahr als Württemberger hätte nennen dürfen. Sechs Kaufleute von verschiedenen Ländern ließen mit ihm vom Kommissär die Pässe unterzeichnen; sein Paß nannte ihn als Hamburger. Sie wurden alle zur Schau

aufgestellt und das Volk aufgerufen, ob es nicht Verdacht gegen sie habe und ob es sie wolle reisen lassen. Ein Kerl trat auf und rief, er habe Autenrieth oft in dieser und jener Gesellschaft, aber nie unter der Nationalgarde gesehen, er habe nie einen Dienst gethan ꝛc. Zum Glück waren Franzosen unter den Anwesenden seine Freunde, sie straften den Kerl Lügen, bezeugten und bewiesen Autenrieths Unschuld, und nun war der Ankläger stille, die Pässe wurden unterzeichnet, die ersten gelesen und untersucht, die letzten nicht mehr. Autenrieth war zum Glück der siebente und schlüpfte durch — „mein Paß", sagte er, „hätte nicht Probe gehalten" — man ließ sie reisen, in einem alten Wagen und schlechter Kleidung. Überall in Frankreich wurden sie visitiert, auf der letzten Munizipalität wollte man Autenrieth nicht als Hamburger gelten lassen und ihn anhalten; er trotzte auf die Unterschrift des Repräsentanten, drohte, nach Paris zurückzugehen und zu klagen, daß diese Unterschrift nicht besser respektiert werde — man ließ sie ziehen und sie erreichten glücklich Basel. Autenrieth hatte in den letzten Wochen seines Aufenthalts in Bordeaux nichts mehr von Eberhard gehört. Als er nach Paris kam, ging er an den ersten Abenden ins Schauspielhaus, in der Loge fiel ihm ein Bekannter ins Auge und er erkannte seinen Reinhard! Fröhlich verkündigte ihm dieser, daß er glücklich hier angelangt sei, sich frei und wohl befinde, daß er die Wiederherstellung in Bordeaux erwarten wolle, um dann wieder zurückzukehren und seine Angelegenheiten in Richtigkeit zu bringen, dasjenige, was er noch retten könne, in Wechseln mitzunehmen. Nach Deutschland wolle er vorerst nicht, sein Plan sei, sobald sich's mit Sicherheit reisen lasse, nach Neu-England zu gehen, um da sein Glück zu versuchen. Jetzt sei die Fahrt dahin sehr mißlich wegen der Algier'schen Seeräuber. Der junge Hopfengärtner von Stuttgart sei von Bordeaux aus dahin gereist, gegen alle Bitten seiner Freunde, nachdem kaum zuvor 7 Schiffe den Algierern in die Hände gefallen. Eberhard sei sehr groß, gesund und

heiter, mache trefflich den Sansculotten und trage ein altes Röckchen, geschnittenes Haar und schlechte Schuhe. Karln habe er auch gesprochen, auch er sei gesund, aber minder heiter, sein Betragen ernst und vorsichtig und sein Ansehen groß, aber seine Stellung sehr schwierig. Briefe kann er nicht mitnehmen, das Briefschreiben sei eben das, was jedem Fremden am meisten gefährlich sei. Körner aus Ludwigsburg hat ihm den Auftrag an seinen Vater mitgegeben, ihm 30 Louisd'or zu senden, damit er sich einen Paß kaufen und von Paris wegkommen könne; weil er bekannt sei, erhalte er keinen Paß, sein Weggehen würde Verdacht erregen, da müsse nun ein anderer einen Paß nehmen, der ihn ihm verkaufe, aber die Entdeckung koste beide den Kopf."

Eberhard Reinhard ging in der That nach Nord-Amerika und ist dort als Kaufmann gestorben. Auch zwei seiner fünf Brüder waren Kaufleute: Johann Christoph Wilhelm, zuletzt in Gibraltar, und Gottlob Ferdinand, preußischer Konsul zu Christiansand in Norwegen.

* * *

Nun das Lebensbild eines Kaufmanns, der unter den Begründern unserer neueren württembergischen Metallwaren-Industrie mit obenan steht.

Karl Christian Ulrich Deffner war als der Sohn eines Malers an der Ludwigsburger Porzellanfabrik, auch fürstlich-hohenloheschen Hof-Miniaturmalers Christoph Friedrich Deffner in der genannten Stadt geboren am 4. Aug. 1789. Da der Vater, erst 35 Jahre alt, schon 1793 starb, wuchs der Sohn in sehr beschränkten Verhältnissen auf. Schon damals finden wir bei ihm das ehrenwerte, später vom Glück so sehr begünstigte Bestreben, durch eigene Kraft und eigenen Fleiß sich seine Bedürfnisse zu verschaffen. Als der Knabe, der die Latein- und Realschule besuchte, einmal ein Paar Stiefel brauchte, benützte er, um seiner Mutter keine Kosten zu machen, die Erlaub-

nis eines ihm wohlwollenden Nachbars, des Bierbrauers Körner, und erwarb das nötige Geld dadurch, daß er an den Sonntagnachmittagen in dessen Garten Kegel aufsetzte. In der Schule schloß er mit einem andern vaterlosen Waisen, Karl Wagner, einen Freundschaftsbund, von dessen gesegneten Folgen wir sogleich hören werden. Nach der

Karl Chr. U. Deffner.

Konfirmation kam Deffner zu einem Kaufmann in Güglingen in die Lehre. Hier stand er unter strenger Zucht und mußte oft bis in die tiefe Nacht hinein arbeiten. Diese Zeit der Prüfung aber, welche vier Jahre dauerte, rühmte er später oft als Schule der Gewöhnung an ausdauernde Arbeitsamkeit. Hierauf trat er in die Dienste des angesehenen Handlungshauses Seyffarth zu Siegen in Westfalen, wo er sich weitere kaufmännische Kenntnisse erwarb, bis ihn die Militärpflicht nach Hause rief. Da er nicht

ausgehoben wurde, fand er eine Anstellung in dem Hause Gastpar in Stuttgart. Während dieser Zeit wurde der strebsame Jüngling durch seinen Freund Wagner mit dessen Vetter, dem talentvollen, nach seinem frühen Tod von Uhland und Kerner besungenen Maler Karl Wilhelm Gangloff bekannt, dessen Umgang in ihm Liebe zur Kunst und Verständnis für sie erweckte. Es war ihm von da an lebenslang Bedürfnis, den Umgang künstlerisch, wissenschaftlich oder technisch gebildeter Männer zu suchen und wo er konnte sich weiter zu bilden. Gelegenheit dazu bot sich ihm noch in jungen Jahren einmal in überraschender Weise. Die englische Gesandtschaft am württembergischen Hof beauftragte 1815 den jungen Kaufmann, als Begleiter und Pfleger eines kranken Kuriers nach London zu reisen. Er nahm dies um so lieber an, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, von dem englischen Fabrikwesen Einsicht zu nehmen, wobei ihm sein als Legationssekretär in London weilender Freund Wagner allen Vorschub leistete. Die Rückreise machte Deffner mit einem württembergischen Kurier, welcher fremde Tiere für die Menagerie des Königs Friedrich in den Stuttgarter Anlagen mit sich führte, über Paris, und von hier wie aus London brachte er manche in Deutschland noch ganz neue Fabrikate mit, nach welchen er auch die Erzeugnisse seines damals neu gegründeten Geschäfts vervollkommnete. Er hatte sich nämlich kurz zuvor mit dem Herrnhuter Rudy aus Neuwied am Rhein verbunden, der seit 1809 in Eßlingen eine Lackierwerkstätte besaß. Im Notjahr 1816 wagte es Deffner, einen eigenen Hausstand zu gründen mit Luise Wagner, der Schwester seines mehrgenannten Freundes, die ihm eine treue Lebensgefährtin geblieben ist bis an sein Ende. Der Anfang war schwer, aber der Mutige, Gott Vertrauende sah das Geschäft, das vor seinem Beitritt sich notdürftig hingeschleppt hatte, gedeihen und wachsen. Wieder war es, 1818, eine in Aufträgen der englischen Gesandtschaft nach London gemachte Reise, die ihm wesentlichen Gewinn für sein Geschäft brachte

1819 trat er in den alleinigen Besitz desselben und gab ihm einen neuen kräftigen Schwung, indem er sich französische und englische Erfindungen durch eigene Reisen und Aussendung Kundiger früher als die meisten anderen deutschen Fabriken zu eigen machte. Bald mußte die zu eng gewordene Fabrik aus der Stadt hinaus an den Fluß in neue große Räume verlegt werden. Der Mann, gegen den einst im Rat der Stadt, als er sich um das Bürgerrecht bewarb, geäußert worden war, er könnte einmal der Stadt zur Last fallen, wurde selbst ein Wohlthäter und eine Zierde der Stadt, ihr hochgeachteter Vertreter im Rathaus und im Landtag, und als er schon im 58. Lebensjahr abgerufen ward, haben viele landauf landab um einen braven bedeutenden Mann getrauert.

(Nach einem von K. Pfaff geschriebenen Nekrolog im Schwäbischen Merkur vom 2. November 1846.)

* * *

Ein etwas jüngerer Freund Deffners, auch Verwandter von dessen Frau, war Friedrich Mayer, 1794 bis 1884, gleich jenem ein kunstverständiger Kaufmann, über die Grenzen seines Berufs hinaus bekannt geworden durch manche schriftstellerische Leistung, im höchsten Alter in Eßlingen als Hütten- und Salinen-Kassier im Ruhestand gestorben. Seiner gewandten Feder (Mayer-Hartmann'sche Erinnerungen, 1885) verdanken wir eine artige Schilderung vom Leben des deutschen Commis Voyageur, genannt Musterreiter, in den Napoleonischen Kriegszeiten.

Mayer verließ die siebente Klasse des Stuttgarter Gymnasiums, als ihm sein Vater, der nachher als Sohn des Hüttenmanns Mayer zu nennende Konsulent in Heilbronn, eine Lehrstelle verschaffte in dem damals an der Spitze der Heilbronner Handelsgeschäfte stehenden Hause G. F. Rund, Kolonialwarenhandlung, Bleiweiß- und Bleizuckerfabrik, verbunden mit einer Ölmühle. Durch einen Hofrat Kempf, der des Lehrlings Pate war, eine ins elterliche Haus auf-

genommene arme Mademoiselle Casimir und eine Gouvernante der Kinder der Prinzipale im Französischen gefördert, wurde das 18jährige Bürschchen von den letzteren eines Tages mit der Eröffnung überrascht, daß er eine Geschäftsreise nach Frankreich anzutreten habe. „Ich brauche nicht zu sagen," erzählt M., „wie mir das Herz klopfte, und wie gar nicht erfreut die sorgliche Mutter war. Indessen traf man schnell die nötigen Vorbereitungen, die bald abgethan waren, denn von Mänteln, Überziehern u. dgl. wußte man damals für junge Leute noch nichts. ‚Wenn du in der Nacht zu reisen hast, so zieh' fein zwei Hemden an', lautete der Mutter Vorschrift. Glückselig saß ich im Juli 1812 im Postwagen Straßburg zu. ‚Jetzt lacht der infame Bub auch noch', rief die weinende Mutter dem Scheidenden auf der Treppe nach. In Enzweihingen auf der Post hielt sich damals bei Verwandten Justinus Kerners Braut Rickele auf. Die Brautleute gehörten zu den vertrauteren Freunden des elterlichen Hauses und nach herzlicher Begrüßung rief sie, die Reise gemütlich eröffnend — es ging dem Abend zu —: ‚Fritz, du mußt etwas Warmes haben', und backte mir während des Umspannens schnell einen Pfannkuchen, den ich, in ihrer Begleitung dem Wagen vorausgehend, aus der Hand verzehrte.

In Straßburg erwartete mich ein nicht unwichtiges Geschäft. Bleiweiß und Bleizucker bezahlte damals in Frankreich einen hohen Eingangszoll; die dortigen Spediteure hatten aber den Schmuggel so organisiert, daß sie die Verbindlichkeit eingingen, die Verzollung mit 20—50 Proz. Rabatt zu übernehmen. Einen billigen und doch zuverlässigen Spediteur zu ermitteln, war meine erste schwierige Aufgabe. Daß ich mich dabei nicht ungeschickt benommen habe, bezeugten dem Rund'schen Haus die Banquiers Holder u. Co., an die ich empfohlen war, mit der Bemerkung, daß, wenn der Erfolg meiner Geschäftsreise je nicht ein entsprechender wäre, meine Jugend nicht die Schuld trüge, ein Kompliment, das mir jedoch ein fran-

zösischer Epicier bald darauf wieder vernichtete, indem er mir, als ich ihm wohl jugendlich keck widersprach, ärgerlich zur Antwort gab: Chez nous on ne voyage pas si jeune! (Bei uns reist man nicht so jung!) Aber des jungen Reisenden Geschäfte waren doch so zufriedenstellend, daß im nächsten Jahr, 1813, dieselbe Tour mit wenigen Abänderungen wiederholt werden konnte. Alles war dem Reisenden neu und fremd, Sitten und Sprache, Volk und Gesellschaft. Bisher kannte ich nur das langsame Reisen mit unseren Hauderern, jetzt ging's mit der Messagerie in Eile von Ort zu Ort. Wo ich aber wegen meiner Geschäfte Halt zu machen hatte, sah ich mich tüchtig um. War in der damaligen Zeit das Interesse für das Altertümliche, die Baustile ꝛc. überhaupt noch nicht so entwickelt, wie in der Gegenwart, so machte doch dem schwäbischen Fachbau gegenüber die steinerne Pracht der alten Städte Straßburg, Metz, Dijon, Lyon, Genf mit ihren alten Kathedralen einen mächtigen Eindruck auf mich. Zu schwärmerischem Genuß landschaftlicher Schönheiten aber brauchte ich nicht erst erzogen zu werden, und ich werde nie vergessen, mit welchem Herzensjubel ich nach Überschreitung des langweiligen Plateaus von Langres, von Dijon und zumal von Macon an bis Lyon dem Süden mit seiner üppigen Schönheit zupilgerte. Ich beschränke mich darauf, hier anzuführen, daß die beiden großen neuen Blicke in die Welt, die Pracht des Südens und die Majestät des Urgebirgs, auf das Wachs meiner jugendlichen Seele sich tief eingedrückt haben. Aber auch den andern anmutigen Eindruck wird mir niemand verwischen, der sich mir aus meinen zwei jugendlichen Reisen in Frankreich eingeprägt hat: von der feinen Sitte, der Urbanität und derjenigen Freundlichkeit, welche Jean Paul die Höflichkeit des Herzens nennt.

Ich war damals 17 und 18 Jahre alt. Nie aber ist mir vorgekommen, daß mit meiner Jugend ein Mißbrauch getrieben worden wäre, während Erfahrungen des Gegenteils mir zahlreich begegneten. Fiel mir auch das Herz tief hin-

unter, als ich in Nancy auf dem Comptoir eines Herrn Aniel, in dem wie in einer Kirche links die weiblichen Gehilfen (wahrscheinlich die Töchter des Hauses), rechts die männlichen saßen, zum erstenmal in französischer Sprache debütieren mußte: ich hatte meine Fassung alsbald wieder gewonnen, da ich merkte, daß mir in freundlichster Weise die Worte, die mir schwer von den Lippen gingen, in den Mund gelegt wurden. Nicht selten trifft man in Frankreich Frauen als Vorstände von Geschäften. Einst mit einer solchen verhandelnd, entschlüpfte mir ein: Oui, Monsieur! (Ja, mein Herr), was einem im Zimmer befindlichen Töchterchen die höchste Heiterkeit erweckte. Ah, Monsieur a dit à Maman Monsieur! (Ah, der Herr hat zu Mama Herr gesagt!) rief sie wiederholt im Zimmer herumhüpfend, die Mutter aber verzog keine Miene. In liebenswürdiger Weise schlossen sich die in den Postwägen aus nah und fern zusammengewürfelten Reisenden schnell zu einer Gesellschaft an, und gab es irgendwo einen Halt und man trank ein Glas Wein, so geschah es immer in der Art, daß das einemal der, das anderemal jener die Flasche für die Gesellschaft bezahlte. Bezeigte ich Lust, diese oder jene Merkwürdigkeit einer Stadt zu sehen, so fehlte mir's nie an Begleitung. Ich sollte dabei erfahren, wie die Jugend zur Galanterie erzogen wird. Trat man in eine Kirche ein, so wurde ich belehrt, zumal wenn Damen in der Gesellschaft waren, daß es meines Amtes als des Jüngsten sei, die Finger in den Weihkessel zu tauchen und sie den andern zur Berührung hinzuhalten. Im südlichen Frankreich stellt der Wirt den dort nie fehlenden Salat unangemacht mit seiner Zugehör auf den Tisch. Abermals hieß es: der Jüngste (der ich stets war) macht den Salat an — nach dem dort üblichen Rezept: un salata ben salata poi aceto ben ogliata, nämlich 4 Löffel Provencer-Öl auf 1 Löffel Essig. Auf dem Weg von Lyon nach Genf nachts in Nantua angekommen, lamentierte ich, daß ich um die Sehenswürdigkeit der perte du Rhone komme. Sofort

nahm sich ein freundlicher Passagier meines Kummers an und führte mich in der Nacht zu dem ziemlich entlegenen und auf Felsenweg mühsam zugänglichen Schauspiel. Wo wie im Waadtland die Gesellschaft während der oft stundenlangen Aufenthalte zum Weinguſtern in Keller der Privathäuser abschweifte, da mußte stets le jeune Allemand der Begleiter sein. Einst, ich weiß nicht mehr wo in Frankreich — es war 1812, mithin während des französischen Kriegs in Rußland (der unsrem Mayer, ohne daß er es ahnte, seinen zwei Jahre älteren Bruder, einen hoffnungsvollen Juristen, raubte), — lud mich ein Postmeister ein, während des Umspannens zu einem Glas Wein zu ihm auf das Zimmer zu kommen. Dort traf ich mehrere seiner Freunde und die Gesellschaft hub nun an, mich über die Stimmung in Frankreich auszufragen. Ich schilderte sie unter großer Aufmerksamkeit der Zuhörenden wahrheitsgetreu. Als man nun wieder abfuhr, drückten mir die Herren unter Dank für meine Mitteilungen die Hand, jedoch mit der Warnung, künftig mit ähnlichen aufrichtigen Erzählungen zurückhaltender zu sein, damit mir nicht Unannehmlichkeiten zustoßen. Auf dem Postschiff von Dijon und besonders von Macon nach Lyon, in den geschichtlich und malerisch so anziehenden Umgebungen, kamen die Mitreisenden meiner Wißbegierde aufs freundlichste entgegen; besonders aber habe ich zu rühmen, daß ein älterer Kapitän, nachdem er mir viele Auskunft gegeben, mich auf die Seite nahm und mich, der ich ihm, wie er sagte, ein unverdorbener Mensch zu sein scheine, väterlich vor dem ungezügelten Leben in Lyon warnte, wohl der ersten großen Stadt, die ich betrete. Auf eben demselben Schiff befragte mich ein Lyoner Kaufmann um den Zweck meiner Reise und erbot sich, mich bei seinen Bekannten daselbst einzuführen; richtig stellte er sich am andern Morgen ein und lief, mich und meine Angelegenheiten empfehlend, vom Morgen bis zum Abend mit mir durch die Stadt. Beispiele, wie die Franzosen stets beflissen sind, sich das Leben durch gegenseitige

Artigkeit angenehm zu machen, wuchsen mir viele am Weg. Besonders in der Artigkeit gegen die Frauen bleibt ihnen viel abzulernen. Ich habe nie Unarten oder Unschicklichkeiten gegen mitreisende Damen gesehen“...

Buchhändler.

Was man in der Jugend begehrt,
hat man im Alter die Fülle.

Wie der berühmteste der deutschen Buchhändler, der Schwabe Johann Friedrich von Cotta, zum Buchhändler geworden ist, verdient (nach der schönen Schrift: Zum hundertjährigen Andenken an Joh. Friedr. Freiherrn von Cotta. Von Dr A. Schäffle. Stuttgart 1888. Neu Berlin 1895) auch hier dargestellt zu werden.

Der Vater Johann Friedrichs, der Urenkel des Gründers der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Tübingen, Christoph Friedrich Cotta, geboren zu Tübingen 1724, gestorben zu Stuttgart 1807, ließ sich nach einer kriegerischen Laufbahn im österreichischen Heer unter Laudon zu Stuttgart nieder und errichtete dort die noch heute als Buchdruckerei-Gesellschaft (früher „Chr. Fr. Cottas Erben“) bestehende Hof- und Kanzlei-Buchdruckerei. Neben 10 Töchtern hinterließ er 3 Söhne. Der jüngste derselben, welcher nicht nur den alten Glanz der verfallenen Firma erneuern, sondern auch dem ganzen Buchhandel Deutschlands einen nicht zu ahnenden Aufschwung geben sollte, ist unser Johann Friedrich, geboren zu Stuttgart am 27. April 1764, gestorben ebendaselbst am 29. Dezember 1832.

Er war ursprünglich zum Studium der Theologie bestimmt gewesen und hatte sich auf dem Stuttgarter Gymnasium dafür vorbereitet. Aber durch des Vaters Erzählungen vom bewegten Leben des Krieges wurde er von

dem Streben ergriffen, nicht der „streitenden Kirche", sondern der kriegerischen Fahne anzugehören und österreichischer Genieoffizier zu werden. Mathematik und Geschichte waren daher des jungen Mannes Hauptstudien, seitdem er 1782 die Universität Tübingen bezogen hatte. Der dorthin von Warschau gekommene Professor Pfleiderer zog ihn besonders an und war ihm freundschaftlicher Gönner; die rechnerische Strenge, welche Cotta nie im späteren Leben verlassen, hat er hier sich angewöhnt. Aber er lernte noch mehr, und zwar solches was ihn zu seinen späteren Leistungen als Staatsmann befähigt hat. Er lag auch dem Studium der Rechte mit größtem Fleiße ob. Dem von 4 Uhr morgens bis in die Nacht Beschäftigten wurde Anstrengung und Thätigkeit für sein ganzes künftiges Leben zur Gewohnheit. Seiner nicht eben kräftigen Gesundheit kam er dabei durch Fechtübungen, Voltigieren und durch ein höchst mäßiges Leben, dem er nie untreu ward, zu Hilfe. Bald zog nun Cotta in die große Welt. Sein Lehrer und väterlicher Freund Professor Pfleiderer hatte ihm Anwartschaft auf die Stelle eines Erziehers des Fürsten Lubomirski in Warschau verschafft. Cotta ist nie dahin gekommen, obwohl ihm die Anwartschaft, wie wir sehen werden, in entscheidendem Zeitpunkt ein klingendes Kapital eintragen sollte, das ihm und der Welt reiche Zinsen gebracht hat; aber er bereitete sich zunächst auf die Lehrerstelle eines großen Hauses vor. Zu diesem Zweck ging er, um Französisch zu lernen, nach Paris und empfing dabei mehr als er suchte: große politische Eindrücke und die ersten tiefen Kunstanregungen, welche ihn zum Kunstliebhaber und zum Gründer des Litterarisch-artistischen Instituts in München ausreifen lassen sollten.

Doch der Vater rief den Lernbegierigen plötzlich aus der Seinestadt zurück. Er wollte ihm die Stelle eines Taxis'schen Postmeisters zuwenden. Der Sohn aber zog es vor, seine Schwester durch die Stelle ihre Versorgung finden zu lassen, und ließ sich in die Zahl der Hofgerichts-

Advokaten in Tübingen aufnehmen. Die Erzieherstelle in Warschau konnte er wegen der Wirren in Polen nicht antreten; auch einen Antrag, als Erzieher nach Genf zu gehen, lehnte er ab. Für einen Hauslehrer wäre er jetzt, da er auch der Naturwissenschaft sich gewidmet, vielseitig genug ausgebildet gewesen, aber er war es auch zu einer größeren Bestimmung: er sollte beweisen, daß hohe wissenschaftliche Bildung auch dem praktischen Geschäfte vorzüglich zu dienen vermag. Cotta ist weder unpraktischer Studierter noch ungebildeter Geldmacher geworden.

Die J. G. Cottasche Buchhandlung in Tübingen war durch Mißverwaltung in einen unhaltbaren Zustand geraten. Cottas Vater in Stuttgart bestimmte nun den Sohn zur Übernahme seines Tübinger Geschäfts. Sofort arbeitete sich dieser, noch ehe er am 1. Dezember 1787 das Geschäft übernahm, in den Buchhandel ein in unausgesetzter Arbeit vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend. Ein Brief an den erfahrenen Leipziger Buchhändler Reich (Firma Weidmann) zeigt, wie ernst und gewissenhaft der junge Mann seine Aufgabe nahm. Er suchte vor allem Kredit, um die alten Schulden zu tilgen, um auf der Messe bar zahlen und hierdurch billige Preise erlangen zu können. Er will keine andern als gute Bücher in Verlag nehmen, immer auf schönen Druck und Papier sehen, sich stets als ehrlichen Mann betragen. Nach Antritt des Geschäfts sah er auf den ersten Blick, welchen Zufälligkeiten dasselbe ausgesetzt sei, solange der Buchhändler es darauf ankommen lasse, bis dieser oder jener Gelehrte und Schriftsteller seine Werke anbiete. Cotta machte es sich daher zum Grundsatz, die guten Schriftsteller aufzusuchen und sich bei ihnen um gute Verlagsartikel zu bewerben. Das führte zu seinem großen Erfolg und gab dem ganzen deutschen Buchhandel den ungeahnten hohen Aufschwung. Die Anfänge waren freilich noch klein und unansehnlich. Das Geschäft übernahm er zu 17000 Gulden, zahlbar in zwei Jahreszielern. Nicht ohne Mühe trieb Cotta ein Kapital

von 500 Gulden auf, um seine erste gelungene Unternehmung mit einem botanischen Werk von Dr. Gärtner in Calw decken zu können, und mit dürftiger Ausstattung bezog er 1788 zum erstenmal die Leipziger Ostermesse. Hartknoch und Göschen wiesen den Anfänger freundlich zurecht, nicht ahnend, daß dieser durch 16monatliche Nachtwachen schon völlig eingeweihte junge Mann sie bereits nach 10 Jahren weit überflügelt und nach weiteren Jahren Goethes, Schillers und Herders Werke durch Ausgaben jeder Form und Währung zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht haben werde. Noch während der Messe erhielt Cotta in Leipzig die Nachricht, daß ihm die Fürstin Lubomirska 300 Dukaten habe auszahlen lassen zur Entschädigung für den nachteiligen Einfluß, welchen das lange Warten auf die Erzieherstelle für seine Laufbahn werde ausgeübt haben. Weitere Mittel stellte die Association zur Verfügung, welche Cotta 1789 mit dem Advokaten Zahn aus Calw, einem tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten, selber schriftstellernden, politisch thätigen Mann einging. Der Lauf mutig vorwärts, durch Beharrlichkeit und Umsicht zum schönen Ziele, war begonnen.

Forstmann.

Es wird nur der ein tüchtig Glied des Ganzen,
Der seine Kräfte übt im kleinen Kreis
Und frisch sich fügen lernt in enge Schranken.
J. Sturm.

Erst im Jahre 1818 hat eine Königliche Verordnung, betreffend die Organisation der Forstverwaltung, ausgesprochen: „Für die Zukunft soll niemand, ohne durch den Forstrat bei der für jeden Dienstgrad geeigneten Prüfung tüchtig befunden worden zu sein, zu einer Stelle in der Forstverwaltung vorgeschlagen oder in derselben angestellt

werden können. Wir haben, damit die Kandidaten zu der für einen jeden Dienstgrad erforderlichen Bildung Gelegenheit finden mögen, bei der Einrichtung einer staatswirtschaftlichen Fakultät in Tübingen das Bedürfnis für die Bildung zu den höheren Dienstgraden berücksichtigen lassen." „Außerdem aber," hieß es weiter, „soll ein niederes Lehrinstitut errichtet werden, damit auch Söhnen von unbemittelten Forstbeamten die Gelegenheit zu kostenfreier Erlangung des erforderlichen Unterrichts gewährt werden möge, welches Institut mit Unserer Feldjäger-Schwadron verbunden werden soll." Diese Anstalt wurde aber schon 1820 wieder aufgelöst und mit dem Landwirtschaftlichen Institut in Hohenheim vereinigt.

Bis dahin war die Heranbildung für den Forstdienst dem Zufall, dem Belieben des Einzelnen überlassen, nur daß an der Karlsschule von 1773 bis 1794 ein Lehrstuhl für Forstwissenschaft bestand und seit 1783 mit der Jägergarde zu Fuß die Heranbildung von Jägern und Forstleuten in Hohenheim verbunden war, 1807—1811 der um die Entwicklung der Forstwissenschaft hochverdiente Georg Ludwig Hartig ein forstliches Privatinstitut in Stuttgart leitete. Daß aber auch bei dem von dem heutigen so verschiedenen Bildungslauf im vorigen Jahrhundert etwas geleistet werden konnte, zeigt das Wirken nicht weniger Forstbeamten jener Zeit, die ohne höhere Schulung sich ein Anrecht auf den Dank der Nachwelt erworben haben. So der erste namhafte Leiter und Lehrer des Forstwesens in Württemberg, Stahl, 1718—1790, und auch noch der 1860 im 89sten Lebensjahr heimgegangene Oberfinanzrat Nördlinger, der „während eines halben Jahrhunderts die Seele der württembergischen Forstverwaltung" gewesen ist.

Johann Friedrich Stahl, der unter Herzog Karl viele Jahre lang das württembergische Forstwesen geleitet und die Förster des Landes herangebildet hat, war, wie so mancher Schwabe, der sich im Staatsdienst auszeichnete, gelernter Theologe. Als Sohn eines Schullehrers in dem

durch Uhlands Romanze bekannten Städtchen Heimsheim bei Leonberg am 26. September 1718 geboren, hatte Stahl das Unglück, schon mit anderthalb Jahren seinen Vater und im neunten Lebensjahr seinen Pflegvater, Pfarrer Seeger in Rutesheim, durch den Tod zu verlieren. Er kam zu seiner Mutter, die sich wieder verheiratet hatte, zurück und wurde zum Schulfach, später aber, als ein Verwandter, Leibmedicus Seeger, die Begabung des Jungen erkannte, zum Studium der Theologie bestimmt und in das Stuttgarter Gymnasium gebracht. Nachdem ihn hier eine in Gegenwart des Herzogs gehaltene Rede vorteilhaft bekannt gemacht, trat der Jüngling 1738 in das Tübinger Stift ein, wurde 1740 Magister und 1742 Vikar in Rudersberg. Schon in Stuttgart und in Tübingen hatte er seinen Unterhalt teilweise durch Erteilen von Privatunterricht bestritten, jetzt folgte er gerne dem durch seinen Lehrer auf der Hochschule, Professor Canz, vermittelten Ruf auf eine Hauslehrerstelle bei dem Freiherrn v. Göllnitz in Mötzingen bei Herrenberg. Hier entwickelte sich bei ihm, der schon als Student sich gerne mit Naturgeschichte und kameralistischen Wissenschaften abgegeben hatte, infolge vielen Verkehrs mit Forstmännern und Jägern die Liebe zum Walde. Aber seine Laufbahn sollte vorerst noch eine andere Richtung nehmen. Nach dem Tode des Herrn von Göllnitz wurde Stahl Hofmeister bei dem Geheimenrat Korn in Stuttgart. Hier lernte ihn der Leibmedicus Gesner kennen, der die herzogliche Münzsammlung leitete und den Auftrag hatte, für den Minister von Hardenberg seltene Münzen zeichnen zu lassen. Stahl übernahm diesen Auftrag und führte ihn zur Zufriedenheit aus. Dadurch mit Hardenberg bekannt geworden, wurde er unter die Zahl der jungen Männer aufgenommen, welche die Regierung zunächst für das Berg- und Münzwesen reisen ließ. Stahl ging 1754 nach Freiberg in Sachsen, 1755 in den Harz und nach Böhmen, schlug vorteilhafte Anträge zum Eintritt in sächsische und spanische Dienste aus und wurde noch 1755 zum württem-

bergischen Bergrat und Oberinspektor aller Bergwerke ernannt, 1758 aber als Rentkammerrat dem kränkelnden Forstreferenten Wächter beigegeben. Fortan blieb er, bis zu seinem Tode, 28. Januar 1790, obwohl viel auch in andern Kollegien verwendet, in leitender Stellung bei dem Forstwesen in Württemberg, als Vorgesetzter und Lehrer wie als Mensch von Charakter und Humor hochgeschätzt. Unter den manchen Anekdoten, die von seinem schlagfertigen Witz erzählt wurden, verdient eine noch immer Beachtung: Die Herzogin Franziska, die sich gern mit Stahl unterhielt, fragte ihn eines Tages, welches Buch er hauptsächlich zum Lesen für die weibliche Jugend empfehle. Er antwortete sofort: „Der Löfflerin Kochbuch!"

(Monatschrift für das württemb. Forstwesen. Band V. 1854. Seite 41 ff. Württ. Volksbibliothek I. 1. S. 92 ff.)

* * *

Manche Ähnlichkeit mit diesem Lebensgang hatte der im folgenden geschilderte.

Julius Simon Nördlinger war zu Pfullingen an der Schwäbischen Alb geboren am 28. September 1771, wuchs aber, da sein Vater, Bortenmacher daselbst, schon im darauf folgenden Jahre mit dem erstgebornen Söhnchen nach Tübingen zog, in dieser Universitätsstadt auf. In der lateinischen Schule zeichnete sich der Knabe durch Aufführung und Gaben aus, so daß er der Liebling seiner Lehrer war. Nur konnte ihm einer es fast nicht verzeihen, daß er einmal die Nebenseite seines Katheders durch Aufzeichnung der Sonnenbilder der knopfigen Fensterbutzenscheiben als Sonnenuhr benutzte. Beim Austritt aus der Schule redete der Rektor dem Vater zu, den talentvollen Sohn nicht zu seinem Gewerbe zu ziehen, sondern Theologie studieren zu lassen. Der Sohn zeigte aber hiezu keine Neigung, fuhr jedoch neben dem Seidenwickeln fort, in Privatstunden Griechisch und Hebräisch zu lernen. Seine vierjährige Lehr-

zeit wurde ihm verschönert durch die Freundschaft mit drei wackeren jungen Tübingern: dem Mechaniker Buzengeiger, späteren Professor in Freiburg, dem Kaufmann Reisig, nachmaligen Buchhalter im Hause Conradi zu Stuttgart, und dem Schreibereibeflissenen Zimmer, späteren Kameralverwalter in Tübingen. Als fünfter in dem Bunde verdient Blifers, der spätere Universitätsbuchbinder, genannt zu werden, welcher dem Freund zur Zeit seiner Bildungsreisen unbegrenzte Verfügung über sein Vermögen gewährte. Die drei Erstgenannten widmeten sich mit Nördlinger in gemeinschaftlichem Unterricht und zu Hause viel dem Zeichnen und es sprach sich infolgedessen bei jenem ein so entschiedener Hang zur Kunst aus, daß er, als die Geneigtheit des Vaters, ihn Maler werden zu lassen, an ungünstigen Umständen scheiterte, einige Zeit den Gedanken hegte, die Flucht zu ergreifen und sich bei der damals blühenden Karlsschule zu melden. Unterdessen hatte er gelernt, während der Arbeit des Webens Bücher zu lesen. Zum Malen gesellte sich mathematisches Studium, welches in der Dachkammer, auch bei Mondschein getrieben werden mußte. Im 17. Jahr wurde der Lehrling erstmals auf den Handel mit Seide nach dem Schwarzwald und dem Rhein geschickt. Da brach die französische Revolution von 1789 ans und wirkte mächtig auf die vier jungen Freunde und besonders unsern angehenden Handwerksgesellen. Mit Begierde ergriff er die Weisung, auf die Wanderschaft, zunächst nach Frankfurt zu gehen, wo in jenem Jahr 1792 Kaiser Franz II. gekrönt werden sollte. In Darmstadt auf der Durchreise entdeckte ein dortiger Verwandter, Hofbrunnenmacher, in dem Ränzchen des Reisenden Euklids Elemente und Data (die bekannten Schriften des griechischen Mathematikers 300 v. Chr. Geb.) und wollte, dadurch überrascht, ihn bestimmen, bei ihm Geschäfte zu nehmen. Nördlinger zog weiter nach Frankfurt. Die Kaiserkrönung, Custines Erscheinen zu Mainz, der Einmarsch der Franzosen vermochten nicht, seine schwärmerische Begeisterung für die

bestechende Revolution zu dämpfen. Er ging über Mainz nach Mannheim. Auf dem Wege dahin, von einem Abstecher nach dem damals vielbesuchten landgräflichen Residenzstädtchen Pirmasens, kam er eben nach Landau, als die Garnison die Abschaffung der Königswürde durch eine Kanonade feierte. Die beim Weitergehen nach Straßburg nötige dreifarbige Nationalkokarde (welche auch Herzog Karl von Württemberg bei einer Reise nach Frankreich 1791 hatte anlegen müssen), ersetzte mit Erfolg ein Sträußchen passendgewählter Blumen. In Straßburg, bei dem Meister Töpke in Arbeit stehend, besuchte der Geselle des Abends fleißig die Jakobinerversammlungen, zog auch in der Uniform der Nationalgarde für seinen Meister auf die Wache, so am Dreikönigsfest 1793, wo er während der Messe am Hauptportal des Münsters aufgestellt war. Allein bald empörte sich sein Inneres gegen die ausschreitende Richtung der Jakobiner, an deren Spitze der ehemalige Hofkaplan Herzog Karls, Eulogius Schneider, stand, und der Todestag des Königs Ludwig XVI. war für Nördlinger, wie für die Mehrzahl der Bewohner Straßburgs, ein Tag der Trauer.

Die in seiner nächsten Nähe vor sich gehende Mißhandlung des geachteten Bürgermeisters Dietrich verscheuchte vollends den Rest der früheren Schwärmerei, und eine unvorsichtige Äußerung über den unwürdigen Nachfolger Dietrichs setzte ihn in große Gefahr, aus der ihn nur, unter Begünstigung seines Meisters und menschenfreundlicher Beihilfe eines städtischen Beamten, ein Reisepaß in die Schweiz und schleunige Flucht befreiten. Sie führte ihn nach Basel, aber wegen seines dreifarbigen Passes wäre er fast in einer der vier österreichischen Waldstädte, durch die er kam, zwangsweise ins kaiserliche Militär gesteckt worden. Wieder bei Nacht fliehend, erreichte er glücklich Zürich, Schaffhausen und die schwäbische Heimat. Hier hinderte die wiedergewonnene Beschäftigung mit dem Handwerk das Nebenstudium der Mathemqtik und das Zeichnen nur wenig. Ja ein Besuch bei Freund Buzengeiger in Stuttgart brachte

den Entschluß zur Reise, sich einer Prüfung in jenen Fächern zu unterwerfen, um als Gehilfe bei dem Kirchenrätlichen Forstgeometer Zais eintreten zu können. Eine drohende neue Aushebung zum Militär bestimmte ihn aber, schnell aufzubrechen und in der Reichsstadt Ulm zu verweilen, bis ein Schreiben des Kirchenrats (der Verwaltung des großen Kirchenguts im Lande, mit zahlreichen Waldungen) ihn in dessen Dienst nach Bebenhausen rief. Zuerst bloß Gehilfe, arbeitete Nördlinger 1796 bereits ziemlich selbständig, als ihn doch noch eine Zuteilung zur Garnison in Stuttgart erreichte. Auf Verwendung des Kirchenrats beim Herzog erlangte er übrigens bedeutende Erleichterungen im militärischen Dienst, und als es drohte, zum Regiment an den Rhein geschickt zu werden, erhielt er auf wiederholte Verwendung des Kirchenrats seinen Abschied. Nun erst konnte er seinen Arbeiten mit der ihm eigenen Thatkraft obliegen. Von dieser zeugen die Vermessungsarbeiten, vielfach mit Taxation und Fertigung von Karten, aus den verschiedensten Teilen des Landes, von Lorch bis Unteröwisheim bei Bruchsal und bis Pfullendorf im Süden; vom Mai 1799 bis Dezember 1801 20000 Morgen Wald ohne die Feldgüter. Längere Zeit war das Eisenwerk Königsbronn seine Hauptstation. Der Ort weckte sein Interesse für das Bergfach. Das schon in Stuttgart unter dem nachmaligen Leibmedicus Jäger begonnene Studium der Mineralogie, der Hüttenkunde, Chemie, Tier- und Pflanzenkunde wurde mit einem Ernst gepflogen, wovon Sammlungen und Arbeiten aus jener Zeit überraschende Zeugnisse ablegen. Eine Abhandlung über den Ursprung der von dem kraterförmigen Sternberg herrührenden Basaltfindlinge in der Gegend von Offenhausen (O.A. Münsingen) kam durch dritte Hand zur Kenntnis der Naturforschenden Gesellschaft von Schwaben und bestimmte diese, ihn zum korrespondierenden Mitglied zu ernennen. Um die gleiche Zeit ließ sich der nachmalige Minister v. Otto bei der Hüttenverwaltung von Königsbronn nach dem Verfasser einer Arbeit über ein Cylindergebläs er-

kundigen, die Nördlinger aus Gefälligkeit gefertigt hatte. Der Kirchenrat aber beschied ihn zur Eröffnung eines Dekrets der K. Regierung, das deren Zufriedenheit aussprach über eine die Markung und Gestütsweiden von Offenhausen betreffende Arbeit. Eine Terrainkarte von Heidenheim, nach der neuen Lehmannschen Manier ausgeführt, wurde in Allerhöchstem Auftrag den Genieoffizieren zur Nachahmung übergeben und bewirkte, in Verbindung mit einem Aufsatz über Waldwertsrechnung, die Höchste Genehmigung des kirchenrätlichen Antrags, ihn zu weiterer Ausbildung reisen zu lassen. So bereiste denn der junge Forst- und Hüttenmann vom August 1804 bis Oktober 1806 Deutschland, Österreich, Ungarn, eine Reise, die in jener Zeit und in vielen der durchreisten Gegenden mit Gefahren, Abenteuern und Beschwerden, worunter wochenweises Übernachten im Freien bei einem Feuer noch eine untergeordnete Rolle spielt, verbunden war. Fortan sehen wir Nördlinger bis zum Jahr 1849 als Referent des württembergischen Forst- und Bergwesens in der obersten Finanzbehörde, dann noch als vorsitzendes Ehrenmitglied in der Forstdirektion thätig und erst nachlassen, als im Mai 1857, im 86sten Lebensjahr, ein Schlaganfall ihm einen Teil seiner Kräfte geraubt hatte, bis er am 28. Juli 1860, kurz vor Antritt des 90sten Jahres, sanft entschlummerte.

(Nach der Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, Jahrg. 1861, S. 2 ff.)

Hüttenmann.

Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Goethe.

Im Jahr 1824 begrüßen es die Württembergischen Jahrbücher als ein wichtiges und wesentliches Mittel für das künftige Fortschreiten der Berg-, Hütten- und Salzwerke des Staats, daß nach einer Königlichen Verfügung vom 8. April 1822 künftig fünf junge Männer für das

Berg-, Hütten-, Salinen- und Münzwesen ausgebildet werden dürfen, ihnen, wenn sie den Anforderungen Genüge leisten, sowohl auf den Werken, als auf Reisen eine Unterstützung in Aussicht gestellt und dadurch der Bedarf an tüchtigen Werksbeamten für die Zukunft mehr gesichert ist.

Daß vorher der Hüttenmann eine rein praktische Laufbahn einzuschlagen pflegte, bei welcher er zugleich Forstmann werden konnte, haben die im vorigen Abschnitt mitgeteilten Lebensbilder von Stahl und Nördlinger gezeigt. Ein anderes Beispiel bietet uns der vieljährige Verwalter der Hüttenwerke im obern Donauthal, des herzoglich württembergischen Ludwigsthal und des hohenzollern-sigmaringischen Laucherthal, Jakob Friedrich Mayer, 1722—1809. Wie dieser ein geachteter und verdienter Hüttenmann aus einem Schreibereibeflissenen geworden ist, erzählt sein Sohn, der ritterschaftliche Konsulent, württembergische Landtags-Abgeordnete ꝛc., Friedrich Christoph Mayer, Vater des oben (S. 22 ff.) redend eingeführten Kaufmanns Friedrich Mayer und des Dichters Karl Mayer, in einer anziehenden Selbstbiographie folgendermaßen.

Mayer, der Sohn eines Pfarrers, erlernte die Schreiberei im württembergischen Pfleghof der Reichsstadt Heilbronn, kam zu einem Schwager, dem Amtmann zu Eubigheim im Odenwald, als Gehilfe, von da zu einem Geistlichen, Verwalter Gaab, nach Göppingen. Dort lernte ihn ein Verwandter des letzteren, ein Kaufmann aus Calw, kennen, der einen jungen Mann mit offenem Kopf zu werben suchte, welchen die Calwer Kompagnie als Kommissionär auf ihre Kobaltbergwerke in die Pyrenäen senden könnte. Mayer nahm den Ruf an, die Kompagnie schickte ihn zunächst nach Alpirsbach zu dem Bergrat Rueff, der ihm die Grubenaufsicht in der Reinerzau übertrug. Dann verweilte er zwei Jahre in den Pyrenäen, während er die Wintermonate in Toulouse zubrachte. Im Gebirge war es ein kärgliches Leben; wenn er nicht sich selbst hie und da ein Rebhuhn schoß, wußte er oft lange nicht, wie Fleisch

schmeckt. Wenn in späteren Jahren man ihn wegen seiner gesundbraunen Gesichtsfarbe necken wollte, pflegte er zu entgegnen: es könne nicht so schlimm sein, die Weiber in Spanien seien oft, wenn er vorübergegangen, stillgestanden und haben ausgerufen: Ah quel blanco! In Toulouse sei er anfangs wegen seiner Aussprache des Französischen belacht worden, so, als er in einem Laden für einen Sou schwarzen Faden (fil) habe kaufen wollen und sie schwarze Mädchen (filles) verstanden. Nach seiner Rückkehr wurde Mayer von den Calwern auf der Farbmühle in Wittichen bei Schiltach als Bergschreiber angestellt, erhielt aber nach sechs Jahren auf Empfehlung eines Verwandten, des Leibmedicus Reuß, die Stelle eines herzoglichen Faktors, d. i. Hüttenverwalters in Ludwigsthal bei Tuttlingen, die er unter viel Verdruß durch die Admodiateure (Pächter) 15 Jahre bekleidete und dann gegen einen Geldabtrag von letzteren mit Genehmigung des Herzogs einem Schwiegersohn überließ. Nach zwei Jahren wurde Mayer fürstlich sigmaringischer Rat und Bergverwalter des Eisenhüttenwerks im Laucherthal, bis ihn in seinem hohen Alter auch hier ein Schwiegersohn ablöste. Als 1807 der ältere der Schwiegersöhne, der Verwalter von Ludwigsthal, starb, übernahm der im 85. Lebensjahr stehende Greis die Amtsverweserei, bis ein Nachfolger gefunden war, und stellte selbst die Abstandsrechnung. Sein Sohn traf im folgenden Jahr den 86jährigen über eingebundenen Rechnungen und fragte ihn verwundert, was er da mache? „Du weißt es ja," erwiderte der Alte, „daß ich vom Schwiegersohn die Amtsführung übernommen und die Abstandsrechnung gestellt habe; da schicken sie mir nun von Stuttgart ein Defektenprotokoll, das ich beantworte." Allerlei Gutachten über Schlackenbenützung, über das Vitriolwerk in Gaildorf, die Bauwürdigkeit von Steinkohlen bei Wurzach in Oberschwaben ꝛc., je mit Zeichnungen, sollen einen tüchtigen Berg- und Hüttenmann verraten. Siebenundachtzig Jahre alt starb Mayer lebenssatt in Tuttlingen 1809.

Künstler.

Das Kind des Mannes Vater ist.
Wordsworth.

Von Lessing stammt das vielgehörte Wort: ein Rafael wäre das größte malerische Genie gewesen, auch wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden. Es ist ein scharf zugespitzter Ausdruck für die Wahrheit, daß, wen der Schöpfer zum Meister in irgend einem Fach angelegt hat, sich durch alle entgegenstehenden Hindernisse den Weg bahnt zu dem ihm bestimmten Ziele. Nirgends gilt das mehr, als von der künstlerischen Begabung, wohl deswegen, weil eines vor andern phantasiebegabten Menschen Sinn und Trieb für Gestaltung, Darstellung und Erfindung, das ist also für Kunstthätigkeit, übermächtig eben in dieser Richtung in Thätigkeit tritt, während anderweitige Begabung und Befähigung bestimmbarer, von äußern Antrieben und Verhältnissen abhängiger, sozusagen mehr zufällig für diesen oder jenen Beruf sich entscheidet oder dafür bestimmt wird.

Der größte Bildhauer, den Schwaben zu seinen Söhnen zählt, Dannecker, und ein Maler aus Österreich, der, lange Jahre in Württembergs Hauptstadt lebend, „mehr schwäbische Männer, Frauen und Kinder als irgend ein geborner Schwabe in diesem Jahrhundert mit seinem Pinsel verewigt hat", Stirnbrand, zeigen besonders deutlich und erfreulich jenes siegreiche Durchdringen des künstlerischen Talents durch alle Hemmungen und Schwierigkeiten, die seiner Entfaltung sich entgegenstellen.

„Kleine Nebenbeschäftigungen der Kinder sind oft die frühen Verräter ihrer Talente, die noch in der Knospe schlummern, aber nicht immer erkennen die Eltern diese Zeichen und nicht alle berücksichtigen sie bei der Bildung ihrer Kinder." So war es bei dem am 18. Oktober 1758 zu Stuttgart in mittellosem Hause geborenen Johann Friedrich Dannecker. Als Knabe schuf er sich nicht

nur bemalte stehende Papierheere, sondern er machte sich auch bei einem benachbarten Steinhauer an manchen schön behauenen Stein, mit angeschliffenen Nägeln Blumen und andere Figuren einzugraben. Aber man betrachtete es bloß als unbedeutendes Spielwerk eines unbeschäftigten Kindes. Jedoch was bei den schlichten Eltern sich nicht bestimmter entwickeln konnte, das mußte durch andere Umstände seiner

Johann Friedrich Dannecker.

Entwicklung näher gebracht werden. Im Jahr 1771, da Württemberg von Teurung empfindlich gedrückt wurde, machte Herzog Karl dem Vater Danneckers, einem herzoglichen Stallknecht, den freiwilligen Antrag, eines seiner Kinder in die eben errichtete Pflanzschule auf der Solitude aufzunehmen. Jener aber, irregeleitet durch die falsche Vorstellung, die Zöglinge seien nur für die Muskete bestimmt, lehnte die Gnade des Fürsten ab. Der Knabe dagegen lag

seinen Eltern mit Ungestüm an, die Ablehnung zu widerrufen. Doch je lauter er seine Wünsche werden ließ, desto hartnäckigeren Widerspruch fand er, zuletzt mußte er sein ewiges Bitten mit Zimmerarrest büßen. Unbemerkt stieg er eines Tags aus dem Fenster auf die Straße, warb neun Kameraden im Stillen an und überredete sie, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, unmittelbar vor den Herzog zu gehen und ihn selber um Aufnahme in sein Institut zu bitten. Sie wurden gemeldet und vorgelassen. Der Fürst, erfreut über den Mut und die Entschlossenheit der jungen Leute, zeigte gegen sie eine milde Herablassung, und das Ergebnis war, daß Dannecker mit zwei Kameraden bereits am folgenden Tage, 2. April 1771, sich auf der Solitude befand.

Hier fand, während die miteingetretenen, gleichfalls Söhne von Stallknechten, der Gärtnerei und Bäckerei zugewiesen wurden, das aufstrebende Genie Danneckers, was es brauchte. Neben dem Studium der französischen und italienischen Sprache, der Geschichte, Mythologie und aller für einen Künstler erforderlichen Wissenschaften konnte er sich ganz der bildenden Kunst widmen und genoß die Freundschaft eines Schiller, Scheffauer, Zumsteeg, Müller und anderer Jünglinge, die den Namen der Karlsschule verewigen. Schon in seinem 14. Jahre erhielt der überaus fleißige Schüler eine Preismedaille im Zeichnen nach einem Gipsabguß. Nach einem Aufenthalt von neun Jahren in der 1775 nach Stuttgart verlegten Karlsakademie wurde Dannecker mit einem Gehalt von 300 Gulden als Hofbildhauer angestellt. Bald aber trieb es den jungen Mann in die Fremde. 1783 wanderte er von Stuttgart zu Fuß nach Paris, von da 1785, wieder zu Fuß, nach Rom. Als sein fürstlicher Gönner 1790 ihn zurückrief, kam er als Meister, der sich anschickte, unsterbliche Werke zu schaffen.

(Christmann im Württemb. Taschenbuch auf 1806. Wagner, Geschichte der Hohen Karls-Schule, 1856.)

* * *

An einem Sommernachmittag des Jahres 1791 wollte eine Mutter, vermutlich ein kroatisches Soldatenweib, bei Blindenmarkt in Unter-Österreich sich ihres 3—4jährigen Buben in den Wellen der Donau entledigen, als ein auf der Reise von der Armee in den Niederlanden nach Wien begriffener Invalide, Namens Flamm, des Kindes Retter wurde. Er nahm dasselbe mit nach Wien und als er dort sich mit seinem Weib und zwei Kindern nicht ernähren konnte, nach Linz, wo er um eine Stelle im Zolldienst sich umsehen wollte. Auf der Brücke in Linz traf er mit einem ehemaligen Offizier seines Regiments, Johann Baptist Röser, welcher jetzt Rentbeamter in dem nahen Zollhof war, zusammen. Der nahm ihm die Bürde ab und erzog den „kleinen Kroaten-Franzl" mit seinen beiden eigenen Kindern. Als der Junge nach Jahr und Tag einmal in der Faschingszeit, in Werg vermummt, an einem in der Küche als Licht aufgesteckten Span sich jämmerlich das Gesicht verbrannte — die Spuren blieben ihm lebenslang — gab dem bis dahin namenlosen Findling der Pflegvater den Namen Stirnbrand; und als später den jungen Malerlehrling, der zeitlebens ein treuer Sohn seiner Kirche, aber ohne falschen Eifer, blieb, der Zweifel beunruhigte, ob er nach seiner Geburt, vielleicht im Feldlager, auch getauft worden sei, ließ er das Sakrament nachholen und sich den Vornamen Franz Seraph durch den Priester bestätigen. Neben dem bescheidenen ländlichen Unterricht her zeigte sich frühe des Knaben entschiedene Vorliebe für Zeichnen und Malen. Die Farbenschachtel des Sohnes vom Hause barg ihm den Himmel; mit einer Kohle von dem Becken, welches die Stube des heftig an den Pocken Erkrankten ausräuchern sollte, wurden die ersten größeren Bilder auf die Wand gezeichnet. Einen Anfang von Unterricht in der Kunst gab die Nichte des Pflegvaters in Enns, wohin deren Mutter, eine Majorswitwe, den braven Jungen aufgenommen hatte. Hier war es auch, daß ein Künstler, und gleich ein rechter, zum erstenmal den Anfänger aufmunterte: unser Landsmann

Hetsch, der, auf der Heimreise von Rom erkrankt, einige Zeit in Enns festgehalten wurde. Kleine Bilder, wie die Kriegszeit sie dem Soldatenkind doppelt nahe legte, Gruppen von Kriegern, Bivouaks, Transporte 2c., wurden in einem Bäckerladen zum Verkauf ausgestellt und vom Erlös neue Materialien erworben. So war die Wahl eines Berufs eine einfache: Stirnbrand trat bei einem Dekorationsmaler in Linz als Lehrling ein und besuchte nebenher als der fleißigste Schüler die Sonntagszeichenschule, welche wenigstens neue Vorlagen bot. Von einer durchreisenden Erzherzogin ermutigt, an ihren Bruder, den Kaiser Franz, der bald auch kommen werde, sich zu wenden, durfte der Lehrling einen Augenblick auf eine höhere Laufbahn hoffen, als der Monarch seine Bittschrift entgegennahm und da derselben noch eine große Papierrolle mit Zeichnungen folgte, freundlich sagte: „So, auch das noch? Nun, woll'n seh'n!" Aber was half dem Armen die Gewährung einer Freistelle an der Wiener Akademie ohne Freitisch? So ward er Geselle in der ehrsamen Malerzunft der Stadt Linz.

Um ihn der Aushebung zu entziehen, nahm ihn sein durch die Schlacht von Aspern 1809 des eigenen Sohnes beraubter Pflegvater noch in demselben Jahr auf eine Berufsreise nach Luxemburg mit. Unterwegs hoffte Stirnbrand, in Stuttgart durch Hetsch beraten und gefördert zu werden. Aber dieser war in Paris; der Hofmaler Seele, an den man den Lernbegierigen wies, war frostig und sprach von einem bedeutenden Lehrgeld. In Frankfurt zurückgelassen, weil die Weiterreise zum Teil durch österreichische Truppen für den Kriegsdienstpflichtigen gefährlich schien, fand Stirnbrand nur schwer ein Unterkommen bei einem Zinngießer, dem er auf Dosen leichte Verzierungen zu malen hatte. Der neue Gehilfe brachte das Geschäft in Schwung, als er statt der Blumengewinde die Bildnisse Napoleons, der Kaiserin Marie Luise, Hofers, Schills und anderer Größen der Kriegszeit auf die Dosen malte. Er durfte das heiße, mit Firnißdämpfen erfüllte Gelaß des Zinn-

gießers mit einem eigenen Quartier vertauschen und war nun lange Hausgenosse eines Mannes von noch immer bekanntem Namen: des französischen Sprachlehrers Meidinger. Jeden Samstag saß der strebsame Jüngling oft vom Morgen bis zum Abend in der, wie man heute sagen würde, permanenten Kunstausstellung, die der Fürst-Primas von Dalberg eben damals ins Leben gerufen. Bald konnte er sich an das Kopieren eines angeblichen Correggio wagen, was ihm die Gunst des Inspektors Schmitt und die Teilnahme weiterer Kreise erwarb. Der französische Gesandte, Graf Hettnauville, der selber malte und modellierte, zog Stirnbrand in sein Haus, wo er Anregung und Arbeit, besonders französische Offiziere zu porträtieren fand. Der unglückliche Ausgang des russischen Feldzugs störte die Frankfurter Beziehungen und unser junger Maler siedelte nach Stuttgart über. Nach einem wenig versprechenden Einstand im Begriff, in die Schweiz zu reisen, fand er von dem gastlichen Reihlen'schen Hause aus, insbesondere durch den Hofsänger Krebs, bei dem er Wohnung nahm, den Weg in die Öffentlichkeit. Sobald er auf festem Fuße stand, 1816, drängte es ihn, die Heimat wiederzusehen und von den erinnerungsreichen Stätten aus auch Wien und seine Gallerieen zu besuchen. Aus der Kaiserstadt zurückgekehrt, sah er sich durch zahlreiche Porträtaufträge in Oberösterreich bis ins nächste Jahr festgehalten.

In Stuttgart traf er Arbeit in Fülle, die hauptsächlich durch seine Gönnerin, die geistvolle Herzogin Wilhelm, die Mutter der nachmals Stirnbrand gleich gewogenen Grafen Alexander und Wilhelm, vermittelt war. Bald auch in die hohen Kreise der badischen Residenzstadt eingeführt, wurde der liebenswürdige Künstler in Karlsruhe so heimisch, daß er sich bleibend dort niederlassen wollte. Aber die Herzogin Wilhelm wußte es einzuleiten, daß er am Kirchheimer Hof beschäftigt ward, und als er nach dem tief betrauerten Hingang der Königin Katharina 1819 so glücklich war, unter der Mitwirkung Danneckers ein gelungenes

Bild der trefflichen Fürstin, von der kein einziges gutes Porträt vorhanden war, herzustellen — mehr als 20mal mußte er es kopieren — gehörte es fortan Jahre durch sozusagen zum guten Ton, sich von Stirnbrand malen zu lassen. Schon 1820 konnte er die erste der von ihm längst ersehnten Reisen zu weiterem Sehen und Studieren in die Niederlande und nach Paris machen; selbst in der Seinestadt mußte er die Zeit zwischen Studieren im Louvre und Porträtieren von Landsleuten und deren Bekannten teilen. Auf dem Heimweg will man ihn in Luxemburg, Trier, Frankfurt festhalten; in Karlsruhe werden aus ein paar Monaten zur Vollendung seiner im Jahr 1817 unterbrochenen Arbeiten vier Jahre, in welchen er besonders das großherzogliche Schloß mit einer Gallerie von Familienbildnissen schmückt. Erst 1824 vermag der fast überbürdete Künstler sich loszureißen und die Wallfahrt nach Rom anzutreten. Hier wurde außer dem Papst Leo XII. für das Stift St. Florian bei Linz, den er zu diesem Behuf in der Peterskirche und der Sixtinischen Kapelle oft zu sehen sich bemühte, fast gar nichts gemalt, desto mehr gesehen und studiert, in regem Verkehr mit den Landsleuten Kölle und Grüneisen, mit Koch, Gegenbaur, Knapp, Schmitt u. a., die alle Thorwaldsen als ihren Führer verehrten. In der Lebensbeschreibung des liebenswürdigen Dresdners Ludwig Richter lesen wir von einem fröhlichen Künstlerfest, bei welchem Stirnbrand am Feuer im Freien den Koch machte, lustige österreichische Lieder sang und mit Richter im Cotillon vortanzte. Ein schöner Frühlingsausflug nach Neapel und Sizilien beschloß die italienische Reise, dann ging es heim über Wien und Linz, wo der Pflegvater den nun zum Meister gewordenen Findling noch einmal lange festhält. Endlich will er in Karlsruhe sich dauernd niederlassen. Da rufen ihn Aufträge der Königin-Witwe Mathilde nach Ludwigsburg, und wieder werden aus Wochen in dieser behaglichen Residenz Jahre. 1830 endlich findet das Wanderleben unseres Malers sein Ziel in Stuttgart, wo nach einer

noch Jahrzehnte umfassenden, in glücklicher Häuslichkeit vollbrachten Thätigkeit der älteste unter den Stuttgarter Künstlern, der die Jahre Danneckers und selbst Wächters überholte, still und gottergeben von uns geschieden ist. Erwähnung verdient zum Schluß, daß Stirnbrand auf seiner Hochzeitreise durch einen glücklichen Zufall von der Kunde überrascht wurde, jener Invalide, der einst ihn dem Leben erhalten, lebe noch als hochbetagter blinder Greis in einem Dorf des Salzkammerguts, worauf er die kleine Pension desselben bis an sein Lebensende durch eine regelmäßig an den Pfarrer eingesandte Zulage erhöhte.

(Schwäbische Chronik, 1882. Mayer-Hartmann'sche Erinnerungen, 1885. Winterlin, Württembergische Künstler in Lebensbildern, 1895.)

Gelehrter.

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Schiller, Wallenstein.

Man hört heutzutage manchmal klagen, Professor an einer deutschen Hochschule könne nächstens nur noch der Sohn reicher Leute werden; ein solcher habe allein die Mittel, viele Semester zu studieren, sich alles Nötige von Büchern, Instrumenten ꝛc. anzuschaffen, zu reisen, lange Jahre Privatdozent ohne Gehalt und ohne Zuhörer zu sein u. s. f. Daß das bis in unsere Zeit herein anders gewesen ist, auch unbemittelter Eltern Söhne sich zu tüchtigem, erfolgreichem Wirken emporgearbeitet haben, weiß jeder Kenner der Lebensgeschichte unserer deutschen Professoren. Zuzugeben ist, daß in älterer Zeit in demselben Verhältnis, in welchem der Andrang zu der Gelehrten-Laufbahn kleiner war, auch das erfolgreiche Emporkommen der nicht von Hause aus mit Glücksgütern Gesegneten häufiger gewesen ist. Ein besonders schönes Beispiel bietet die Jugendgeschichte des älteren Landsmannes von Friedrich Schiller, des großen Mathematikers und Astronomen Jo-

hann Tobias Mayer, der, als ihn zu Göttingen 1762 noch vor vollendetem 40. Lebensjahre der Tod abrief, „als Lehrer und Schriftsteller bereits nach jeder Richtung hin Außerordentliches geleistet hatte".

Tobias Mayer, am 17. Februar 1723 zu Marbach am Neckar geboren, wuchs in der Reichsstadt Eß-

Tobias Mayer.

lingen auf, wo sein Vater, als Tobias ungefähr zwei Jahre alt war, als Brunnenmeister angestellt wurde. Seine Mutter scheint er sehr früh verloren zu haben, bald starb auch der Vater und hinterließ zwei ganz junge Söhne in großer Dürftigkeit. Dies bewog die Vorsteher der Stadt, unsern Tobias, vermutlich samt seinem Bruder, der nachher als Kupferschmied in Eßlingen lebte, in das Funden- oder Waisenhaus aufzunehmen. Im sechsten Jahr wurde er in

die deutsche Schule geschickt, und sogleich verriet sich die große Fähigkeit des Knaben, denn auf einmal und beim ersten Schulgang lernte er das ganze ABC, ohne vorher einen Buchstaben davon gekannt zu haben. Seine Fortschritte, besonders auch seine Anlage und Neigung zum Zeichnen und Malen zogen bald die Aufmerksamkeit der Schulvorsteher auf ihn; er fand Gönner und wurde auf öffentliche Kosten nun auch in die lateinische Schule geschickt. Ein Bürgermeister nahm den Knaben von dem Waisenhaus zu sich und behielt ihn bis zu seinem Tod in seinem Hause. Von da kam Mayer in das sogenannte Kollegium, ein Alumneum zur Heranbildung von Schullehrern und für Kirchenmusik. Hier sammelte der Jüngling, der zunächst auch kein höheres Ziel kannte, als Schullehrer zu werden, nicht bloß schöne philologische Kenntnisse, sondern wurde auch in der Mathematik sein eigener Lehrer. Der Rektor Salzmann, der eine treffliche Bibliothek und darunter, ob er gleich selbst kein Mathematiker war, auch mathematische Schriften besaß, lieh ihm diese. Mit Werkzeugen war es freilich schlecht bestellt, lange bestand Mayer's ganzer mathematischer Apparat in einem geringen Handzirkel und einem Lineal; wollte er Zirkel und Zirkelbogen ziehen, so band er, aus Mangel einer Reisfeder, ein kurzes Rabenkielchen an den einen Fuß des Zirkels und verfertigte damit die schönsten Risse und Pläne. Sein Fleiß im Studieren war unermüdet, er las gewöhnlich bis um 2 Uhr nach Mitternacht und hatte sich für sein Licht ein Gestell verfertigt, von welchem dasselbe, falls er wider Willen einschlafen sollte, in eine darunter stehende Schüssel mit Wasser fallen und auslöschen mußte. Glücklicherweise wurde Mayer mit einem Unteroffizier vom Schwäbischen Kreis-Artilleriekorps, wovon ein Teil in Eßlingen stand, Namens Geiger, bekannt. Er war es, der in dem jungen Menschen zuerst Liebe zur Mathematik weckte und ihn bestimmte, sich ganz für dieses Fach zu entscheiden. Ohne tiefe Kenntnis zu

besitzen, verstand Geiger die Anfangsgründe der Geometrie, auch Befestigungskunst und militärisches Zeichnen. Er wurde später im siebenjährigen Krieg von den Preußen gefangen genommen und starb in Berlin, wo er mit Befall mathematischen Unterricht erteilt hatte. Geiger eröffnete Mayern die Aussicht, es durch ausgezeichnete Kenntnisse dahin bringen zu können, daß er eine Offizierstelle beim Schwäbischen Kreis erhielte, was den Eifer und Mut des jungen Mathematikers mächtig erhöhte. Vermutlich bei Geiger lernte Mayer noch einen andern Liebhaber der Mathematik, Gottlieb David Kandler, kennen. Als Schuhmachersgeselle, der immer große Freude am Rechnen gehabt, hatte dieser in Nürnberg bei dem Mystiker Thennemann auch Lust zum Spekulieren gewonnen, war in seiner Vaterstadt Eßlingen Meister geworden und trieb nun eifrig Gnomonik und Architektonik, auch Messingarbeiten, Kupferstechen und Holzschneiden. Das von Palm'sche Haus auf dem Marktplatz zu Eßlingen ist nach des Schuhmachers Rissen erbaut. Später wurde er von der Stadt ganz zu Vermessungen, Rissen und Berechnungen gebraucht, verfertigte kleine Instrumente, Transporteurs ꝛc. Er starb als Fundenhausvater oder Waisenhausschulmeister in Eßlingen. Mit diesem Kandler wetteiferte Mayer zunächst in fertiger Auflösung arithmetischer Aufgaben und lernte dann mit ihm weiter und weiter. In seinem 18. Jahr arbeitete er seine erste, in Eßlingen bei Gebrüder Mäntler 1741 gedruckte Schrift aus: Neue und allgemeine Art, alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelst der geometrischen Linien leicht aufzulösen, insbesondere wie alle reguläre und irreguläre Vielecke, davon eine Verhältnis ihrer Seiten gegeben, in den Circul geometrisch sollen eingeschrieben werden samt einer kurzen hiezu nötigen Buchstabenrechenkunst und Geometrie — eine Schrift, welcher die Kenner für des Verfassers Jahre ungewöhnliche geometrische Kenntnisse, Scharfsinn und Gewandtheit nachrühmen.

Nachdem einmal der Wunsch, Offizier beim Kreis-

Artilleriekorps zu werden, in ihm rege war, arbeitete Mayer unermüdet an Zeichnungen und Rissen zur Geometrie, Artillerie und Befestigungskunst, gab auch bereits fleißig Unterricht in der Mathematik. Ein junger de Witt, welcher auch Offizier werden wollte, verabredete mit ihm, zu diesem Zweck nach Holland zu gehen. Um weniger Aufsehen zu erregen, wollten beide an verschiedenen Tagen abreisen. Witt ging zuerst, kam aber bloß bis Cannstatt, als er vermißt und wieder eingeholt wurde; er bekannte Mayer's Einverständnis und nun sollten beide bestraft werden. Mayer wollte es nicht erwarten, mit Schimpf ausgestoßen zu werden; sein Entschluß war gefaßt, er entfloh von Eßlingen, wo er, kräftig unterstützt wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters wegen allgemein geschätzt, seine besten Jahre verlebt hatte. Nach manchen Abenteuern, die aus seiner Unerfahrenheit und Dürftigkeit entstanden, kam der Flüchtling in Augsburg an und fand in einem Landkartengeschäft Anstellung. In Gefahr, in schlechte Gesellschaft zu geraten, verließ er die Stadt bald wieder und wanderte nach Nürnberg. Hier fand er einen Mann, der einst selber aus ähnlicher Lage sich emporgearbeitet hatte und nun von der Vorsehung bestimmt schien, dem Gang von Mayer's Leben die entscheidende Wendung zu geben. Der Mathematiker Joh. Michael Franz aus Öhringen hatte daheim keine Stelle erhalten können und war, da er eines Tags schwermutsvoll vor den Thoren Nürnbergs herumirrte, von dem Sohn des Besitzers der berühmten Homann'schen Landkarten-Offizin angetroffen und in das Geschäft aufgenommen worden. So that er jetzt selber an dem Landsmann Mayer, dessen Glück nun auch gemacht war. Hier konnte er seine Talente immer mehr entwickeln und sich in der gelehrten Welt einen Namen machen; von Nürnberg ward er nach Göttingen berufen zu kurzer, aber unvergänglicher Wirksamkeit.

Nach Wurm (Professor in Blaubeuren) in Zachs Monatlicher Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, IX. 1804. S. 45 ff.

Pfarrer.

Es ist ein köstlich Ding einem Mann,
daß er das Joch in seiner Jugend trage.
Klaglieder Jeremiä.

Die große Mehrzahl derer, welche sich für den evangelischen Kirchendienst in Württemberg vorbereiteten, ging zur Zeit unserer Väter, wie heute, durch die Seminare, die sogenannten Klosterschulen — im 18. Jahrhundert: Bebenhausen, Blaubeuren, Denkendorf und Maulbronn — und das Stift in Tübingen. Daß aber auch manche tüchtige Kraft sich auf anderem als diesem geebneten, sichern Weg zu gesegnetem Wirken in der vaterländischen Kirche emporgearbeitet hat, zeigen nicht wenige unvergessene Beispiele. Unter ihnen ragt, eines Hauptes länger denn die meisten, der als Theolog und Geistlicher wie als Mathematiker und Mechaniker gleich bedeutende Philipp Matthäus Hahn, 1739—1790, hervor. Er hat seine Jugendgeschichte selbst erzählt (M. Ph. M. Hahn's hinterlassene Schriften. Bd. I. 1828). Daraus das Folgende:

Ich bin geboren in Scharnhausen, Stuttgarter Oberamts, den 26. November 1739; mein Vater war M. Georg Gottfried Hahn, Pfarrer, nachher in Onstmettingen und Ostdorf, Balinger Oberamts, meine Mutter, Juliana Kunigunda, Tochter des ehemaligen Pfarrers von Scharnhausen, M. Joh. Philipp Kaufmann. Unter zehn Geschwistern war ich das uneinsälteste. Sogleich vom vierten Jahr an wurde ich von meinem Großvater sowohl als nachher von meinem Vater zur Erlernung der lateinischen und später der griechischen und hebräischen Sprache angehalten. Aber der Großvater und eine Schwester meiner Mutter prägten auch den Anfang zur Gottesfurcht mir ein. Mein Studium wurde mir gleich anfangs sehr sauer und beschwerlich gemacht, indem ich ein halb Jahr lang alle Tage nach Eßlingen eine Stunde weit über Berg und

Thal in die Schule gehen mußte. Ich scheute aber diese Beschwerlichkeit nicht, weil mir Gott einen unüberwindlichen Trieb zum Studium der Theologie eingeflößt hatte. In meinem 13. Jahre starb meine Mutter und mit ihr alle Hoffnung, mein Studium fortsetzen zu können. Gott aber

Philipp Matthäus Hahn.

lenkte meinem Vater das Herz, er übergab mich dem Herrn Präzeptor Schmidlin zu Nürtingen. Dieser hielt mich in den Freistunden von dem ausgelassenen Wesen meiner Mitschüler ab, und es gelang ihm um so eher, da ich von Kindheit auf die Stille und Zurückgezogenheit liebte. Mein Vater wirkte mir ein Dekret in Stuttgart aus, daß ich dem Landexamen beiwohnen dürfe. Dieses geschah in

meinem 10. Jahre das erstemal und sodann alle Jahre, bis ich das fünftemal, da über die Hälfte zu viel Bewerber in das Kloster da waren, mit vielen andern durchfiel. Dieses versetzte mich in große Trauer und zeigte mir eine hoffnungslose Zukunft. Man that mir nun allerlei Vorschläge, ein Handwerk zu lernen, oder, weil ich mich von Jugend auf in Rissen und mathematischen Künsten geübt hatte, unter das herzogliche Ingenieurkorps zu gehen. Schon im 8. Jahr machte ich nämlich bei heiterem Sonnenschein Beobachtungen über den Lauf des Schattens an jedem Nagel im Hause und zeichnete seine Länge und Ort von Stunde zu Stunde. Es verdroß mich aber, daß dieser Schatten in einigen Tagen nicht mehr auf Zeit und Stunde zutreffen wollte. Endlich bekam ich eine Cylinder-Sonnenuhr von Elfenbein, die ich aber lange nicht verstehen konnte, so mannigfaltige Proben ich auch damit anstellte; auch mein Vater konnte mir nicht die geringste Erläuterung geben. In der Folge fand ich in seiner Bibliothek eine Himmelskugel samt der Beschreibung, die mich lange Zeit ergötzte. Aus ihr lernte ich in meinem 10. Jahr etliche Sternbilder am Himmel erkennen und den Lauf der Sonne durch die zwölf himmlischen Zeichen verstehen. Ich zog die Karte auf Pappendeckel, lernte solche auf gegenwärtige Zeit stellen und die Zeit des ungefähren Aufgangs der Fixsterne finden. Im 13. Jahre bekam ich ein kleines Sonnenuhren-Traktätlein von einem Konstabler in Eßlingen (wohl dem S. 49 erwähnten Geiger), der verschiedene Sonnenuhren machte, zu Gesicht; ich entlehnte solches und schrieb zu Hause mit Freuden Tag und Nacht daran ab, auch machte ich die Risse nach, ohne sie zu verstehen. Nach und nach bekam ich darin Einsicht und machte Sonnenuhren. Das Malen setzte ich auch fort, seit mein Vater in meiner frühesten Jugend zuweilen für das Lernen lateinischer Wörter ein Bild mit dem Bleistift vorzeichnete, welches ich dann mit Farben anstrich. Ich lernte darauf durch eine schriftliche Anleitung von

Pfarrer Reinöhl in Nellingen die Farben selbst bereiten und Lackfirnisse machen; ich zog mir aber durch den Staub der Farben, die ich beutelte, eine schwere Krankheit und durch das Kochen der Firnisse in geschlossenen Gläsern bei ihrem Zerspringen manche Gefahr zu. So sehr und so gerne ich also mich mit der Mathematik schon damals beschäftigte, so daß ich den Vorschlag des Herrn Baron von Stain, unter das herzogliche Ingenieurkorps zu treten, annehmen wollte, so gab mir doch Gott einen andern Mut, nämlich mein Studium ein paar Jahre zu Hause fortzusetzen. Ich nahm den Vormittag dazu und den Nachmittag wandte ich zu Malen, Zeichnen und mathematischen Übungen an. Mein Vater ließ mich machen, was ich wollte. Ich wurde endlich konfirmiert, hier zog Gott mein Herz immer näher an sich, so daß ich bei der Konfirmation und beim heil. Abendmahl besonders ernstliche Eindrücke bekam. In meinem 15. Jahre informierte ich zwei Knaben vom Ort im Rechnen und fing an, ein Tagbuch zu schreiben; da ich aber alle Tage schreiben mußte, ich sei ungeduldig gewesen, weil jene keine Lust zum Lernen hatten, so unterließ ich es. Durch Arnd's Buch vom wahren Christentum wurde, unter allerhand Anfechtungen, der Grund meiner innerlichen Theologie gelegt, und diese ist auch der ganze Inhalt meiner Erkenntnis, Predigt und Kinderlehre geblieben.

Endlich wurde mein Vater Pfarrer zu Onstmettingen, Balinger Oberamts, wo ich mich noch ein Jahr bei ihm aufhielt. Die neue Natur, die ich hier auf den Bergen in einer kältern Gegend sah, welche von meinem vorigen Wohnort im mildern Unterland ganz verschieden war, da die Menschen andre Kleidung, Aussprache und Gewohnheiten hatten, da ich neue Gattungen von Bäumen, Pflanzen und Blumen sah, da ein Bergrücken, wo sich die tiefe niedrige Gegend von der höheren schied, eine Viertelstunde lang gespalten und an einer ebenen Gegend eine tiefe unterirdische Höhle war, in die man eine Viertel-

stunde weit gehen konnte, da ein starker Bach zu gewissen Zeiten aus einer Wiesenebene schnell hervorquoll und zu andern Zeiten wieder ganz aufhörte — dies alles, nebst der reinen Luft, die man in dieser höheren Gegend atmete, erquickte mich öfters. Der alte Schulmeister Schaudt daselbst hatte einen Enkel, der ein zu allen Künsten begieriger und fähiger Kopf war. Mit diesem hatte ich manche vergnügte Stunde, indem wir miteinander allerhand Gattungen von Sonnenuhren machten, wozu ich bisher noch immer den Nachmittag anwandte. Wir betrachteten nachts die Sterne und lernten sie nach der Sternkarte kennen; denn ich hatte selbst noch im Unterland ein paar gezeichnet und zur Auflösung verschiedener Aufgaben eingerichtet. Wir malten, lackierten und machten auch Stern- und Monduhren. In meiner Nachbarschaft war ein Pfarrer Simon, ein Mathematiker, welcher Wolf's Elementa matheseos besaß. Ich entlehnte sie, band mir selbst ein Buch von weißem Papier ein, malte das Bildnis Wolf's mit Tusch ab, machte einen Auszug aus den Elementis arithmeticae, geometriae und analyseos und auch aus den teutschen Anfangsgründen, aus der Optik, Katoptrik, Perspektive, Dioptrik und Astronomie, weil ich nicht im stande war, solche Bücher zu kaufen.

In meinem 17. Jahre machte mein Vater mit mir eine Reise ins Unterland. Im Heimweg ließ er mich in Tübingen inskribieren, mietete mir bei einem Gerber Logis und Kost, gab mir 10 Kreuzer in Sack, welches das erste Geld war, das ich trug, und so war ich denn Studiosus Philosophiae auf der Universität. Ich ging in die gewöhnlichen Lektionen und Kollegien. Als ich acht Tage in Tübingen war, wurde ich mit einem Studiosus A., der auch erst angekommen war, bekannt. Er zog nach einiger Zeit zu mir auf meine Stube. Er war zwar reich, hatte aber gemeine Eltern und sparte so sehr, daß er mich nicht in seinen Büchern lesen lassen wollte. Diesem gab ich Lektionen in der Arithmetik, da er mich aber bezahlen

sollte, bekamen wir Streit. Und doch führte mir die göttliche Vorsehung diesen Menschen zu. (Hahn erzählt nun weitläufig, was er aus frommen Büchern, welche A. besaß, lernte und wie ihn dieser in eine Erbauungsstunde im Stift führte, wie er aber nicht den ganzen Sinn dieser sogenannnten Pietisten angenommen habe.) Unterdessen ging das Kostgeld von meinem Vater zuweilen nicht richtig ein und mein Kostwirt ward unzufrieden. Mein Freund gab mir den Rat, des Tags nur einmal zu essen, das Essen auf die Stube tragen zu lassen und etliche Geschirre zu kaufen, um das übrige auf die Nacht aufzuheben, welches wir beide auch eine Zeit lang thaten. Da man uns aber das Essen nicht mehr auf die Stube bringen wollte, so aßen wir hier nichts Warmes mehr, ließen uns Brot beim Bäcker holen und aßen mittags und abends von demselben. Wasser holten wir uns selbst außerhalb der Stadt in Flaschen am Lützelbrunnen und machten uns zugleich Bewegung. Mittlerweile schrieb ich die Kollegien und Lektionen fleißig nach und schrieb sie daheim ab; hatte ich Gelegenheit, ein Buch zu entlehnen, so las ich darin. Mein Stubenbursch wollte mir aber diese Gefälligkeit nicht immer erweisen, und eigene Bücher zu kaufen, erlaubten mir meine Umstände nicht. Wolf's Anfangsgründe zu den mathematischen Wissenschaften kaufte ich jedoch einmal, als ich aber Geld brauchte und es deswegen einem Fürkäufer zum Verkaufen gab, entlief dieser mit Geld und Buch. Ich war allezeit sehr schüchtern, mit vornehmen Leuten umzugehen, doch meldete ich mich einmal bei Professor Schott und bat ihn, bei Gelegenheit mir zu der Stelle eines Hofmeisters zu verhelfen, da mancher Adelige und Reiche auf der Universität einen solchen hatte. Ich wußte aber nicht, wie untüchtig ich dafür war, da ich, auf dem Lande erzogen, die nötige Lebensart nicht hatte. Herr Professor Schott merkte das alsbald, doch gab er mir den Rat, mich in Kirchheim um ein Stipendium (das Wiederhold'sche) zu melden. Er gab mir auch selbst ein

Schreiben an den Dekan daselbst und riet mir, solches selber zu überbringen. Dieses half mir, da ein Vetter von mir ohne mein Wissen mich ebenfalls empfahl, so viel, daß ich dreimal jährlich 25 Gulden erhielt. Einen großen Thaler schickte mir ein Geistlicher in Stuttgart, ohne daß ich mich darum beworben hätte (denn das fiel mir nie ein). In etlichen Jahren ersetzte ich es ihm wieder doppelt. Wenn ich solches nicht als von oben erkannt hätte, so würde ich es längst vergessen haben, so aber war mir jede kleine Probe der Fürsorge Gottes wichtig. Eben derselbe Herr Professor Schott riet mir auch, da das Magisterium (Erwerbung der philosophischen Doktorwürde) herannahte, ein Gesuch an die Fakultät zu machen und meine Umstände vorzustellen, damit mir die Hälfte der Kosten geschenkt würde. Dieses geschah auch, und einer der Professoren nahm auch das Honorar für sein Kollegium nicht an. Wo sollten aber die übrigen Kosten, die noch über 30 Gulden betrugen, hergenommen werden? Meine Stiefmutter, welche endlich sah, daß mein Studieren fortging, dachte, ich könnte einmal ihren Kindern dienen und gab mir auf mein Versprechen, daß ich künftig auch einem ihrer Söhne zum Studieren verhelfen wolle, das noch übrige Geld zum Magistrieren von ihrem Vermögen. In den Ferien hielt ich mich zu Hause auf und legte mich in Gemeinschaft des Provisors Schaudt aufs Glasschleifen und machte mit vieler Mühe einige Fernrohre und Mikroskope.

Nun war ich in meinem 20. Jahre Magister und glaubte mehr Gelehrsamkeit zu besitzen als vorher. Zwei Monate darauf versuchte ich meine erste Predigt in Onstmettingen am Thomastage. Sie gelang nach vieler Vorbereitung und Angst. Die ledigen Söhne im Ort sandten eine Deputation an mich mit 3 Gulden, die sie zusammengelegt hatten, und schickten mir den Ausspruch Pauli: Predige das Wort — halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit ꝛc. 2 Tim. 4, 2. Auch die ledigen Weibsleute schickten mir etwas. Dies munterte mich sehr auf.

In Tübingen fing damals der Kanzler Reuß seine Lektionen und Kollegien an. Aus seinen Lehrstunden ging ich nie ohne Eindruck und Überzeugung, weil ich spürte, daß er selbst von dem gerührt war, was er vorbrachte. Ich wurde mit einem Separatisten, einem Goldarbeiter, bekannt, weil ich in meinen Nebenstunden zu allerlei Gewerbsleuten ging. Dieser brachte mir verschiedene philosophische Fragen vor, die ich nicht beantworten konnte. Ich ging daher zu Herrn Kanzler Reuß, der mir hernach half, daß ich examiniert wurde, und durch sein Zeugnis bei einigen wohlgesinnten Konsistorialräten eine gute Meinung von mir erweckte.

Als ich einstmals in den Ferien zu Hause war, schrieb der Oberamtmann in Balingen an mich, ob ich nicht an ihren Kirchenturm eine Sonnenuhr zeichnen wolle. Ich nahm den Antrag an und fertigte solche in einem Hängegerüst aus. Als es zum Bezahlen kam, wollte ich mit wenigem vorlieb nehmen, aber auch da sorgte Gott für mich, daß mir 30 Gulden ausbezahlt wurden. So reich war ich noch nie. Über eine andere Vakanz vikarierte ich eine Zeitlang bei dem benachbarten Pfarrer in Pfäffingen, welcher drei Filiale hatte. Da die Uhren so ungleich gingen, wenn er in diesen Orten zur Predigt ankam, so ließ er mich an jedem Ort eine einfache Sonnenuhr an die Kirche zeichnen, für deren jede er mir einen Gulden gab, so daß ich damals reich nach Tübingen zurückkam. Dort bezog ich ein anderes Logis bei einem Buchbinder, der keine Kinder hatte. Ich heizte mir selbst ein, schüttelte mein Bett selbst und aß noch immer nichts Warmes, als zuweilen einen Thee, manchmal eine gestandene Milch oder etwas wenig Käse und höchst selten ein Schöpplein Klosterwein, welchen die Zöglinge des Stifts als für sie zu schlecht verkauften, ich hingegen dankte Gott dafür. Überhaupt aber habe ich, solange ich in Tübingen war, nicht über zwei Maß Wein getrunken, aber zuletzt ziemlich Brot gegessen. Ich brauchte, wenn ich mich recht satt essen wollte,

täglich für 6 Kreuzer, aber wenn ich auch genug Brot gegessen hatte, so war mir immer, als fehle mir noch etwas. Endlich bot mir die alte Buchbinderin heimlich ein kleines Schüsselein Suppe oder Gemüse, was sie selbst aßen, alle Mittage an (denn bei Nacht aßen sie selbst nichts Warmes), welches ich mit 2, später 3 Kreuzer bezahlte. Alsdann konnte ich's eher aushalten. An Wein hätte ich nie gedacht, wenn ich Warmes über jedes Essen gehabt hätte. Den zweiten Winter hindurch nahm mich der alte Buchbinder in seine Stube auf, so daß ich hinter dem Ofen studieren durfte, wofür ich ihm 5 Gulden bezahlte. Andern zur Nachachtung merke ich an, daß ich mir selbst zu hart war. Wenn ich nach Hause reiste, hatte ich oft keinen Kreuzer Geld mehr. Ich mußte am Ende meiner beständigen Reise allemal einen hohen Berg hinaufsteigen und da geschah es oft, daß ich alle 3—4 Schritte ruhen mußte und vor vielem Atmen nicht weiter gehen konnte. Ja, wenn ich auch schon auf der Ebene war, da ich noch eine Stunde Wegs hatte, so war ich oft ganz ohne Kraft zum Gehen, daß ich oft nicht wußte, wie ich nach Hause kommen sollte. Nach Hause mochte ich nicht um Geld schreiben, weil ich wußte, daß mein Vater mir nicht helfen konnte; entlehnen wollte ich nichts, meine Kräfte kannte ich nicht und glaubte nicht, daß sie abnehmen können oder werden. Durch solches Forcieren der Natur bekam ich in der Folge einen schwachen Magen, welcher von der Fröhlichkeit des Gemüts und munteren Wirksamkeit in dem, was man thun soll, und überhaupt vom frohen Genusse dieses Lebens vieles wegnimmt. Ich bat deswegen im ersten Jahr nach dem Magisterium bei den Herren des herzoglichen Konsistoriums, die bei einer Universitäts-Visitation gegenwärtig waren, um die Aufnahme ins Stift oder an den Hospitentisch in demselben. Aber ich will nicht vergessen, wie mich der Präsident des Konsistoriums, der hernach, da er mich besser kennen lernte, mein Freund wurde, mich anfuhr und anwies, noch ein Handwerk zu lernen, da ich schon Magister war.

Denn weil mein Vater dem Konsistorium manches zu schaffen machte und deswegen sein damaliger Platz eine Zurücksetzung war, so machte jener Herr den Schluß, ich werde auch kein brauchbarer Pfarrer werden. Ach, wie sehr hätte ich Gott gepriesen, wenn ich Armer und Hungriger mich an diese Tafel hätte setzen dürfen, da so viele Reiche, denen diese Speise und Trank zu gering ist, dahin aufgenommen werden, denen es mehr um die Gewißheit der Bedienstung als um diese Wohlthat zu thun ist! Endlich geschah es, daß mich Herr Kanzler Reuß einmal zu sich berief, da er einen Auftrag hatte, in die Oberamtei zu Lorch einen tauglichen Hausinformator vorzuschlagen. Ich nahm den Antrag unter der Bedingung an, daß er mir zum theologischen Examen im herzoglichen Konsistorium durch seine Empfehlung verhelfe. So kam ich im Jahre 1760 zu dem Oberamtmann in Lorch, um dessen zwei Söhne im Lateinischen und Christentum zu unterrichten. Ich suchte nun auch die Ausführung des längst bei mir getragenen Gedankens einer immerwährenden Bewegung, des perpetuum mobile, zu bewerkstelligen. Allein, je mehr ich darüber nachdachte und las, auch unzählige Versuche durch alle Arten mechanischer Hebezeuge anstellte, worüber ich einmal drei Wochen lang nicht zu Bette kam, desto mehr überzeugte ich mich, daß eine beständige Bewegung eine Chimäre, ein Unding sei. In einer mir von Professor Ötinger geliehenen Schrift „Schauplatz der Maschinen“ las ich von der Potter'schen Feuermaschine, was der Druck der Atmosphäre und der heiße Wasserdampf für eine große Gewalt haben, und setzte sogleich in meinen Gedanken die Maschine verkleinert auf einen Wagen, um solchen allein durch Wasser und Feuer, ohne weitere Hilfe, über Berge und Thäler in beliebiger Geschwindigkeit bewegen zu können; es fehlten mir jedoch die Kosten, um es im kleinen versuchen zu können. Zur damaligen Zeit war ich fest entschlossen, mein Glück außer Landes zu versuchen und nach Erlangen oder ins Fürstentum Öttingen zu gehen. Es wurde mir aber in Stuttgart abgeraten.

So blieb der groß angelegte Theolog und Mathematiker seinem Heimatland erhalten und ward bald von Fürsten und Gelehrten geschätzt, den ernsten Christen im Volke ein lieber Führer. Lavater hat von Hahn gesagt: „Wenn ich König wäre, der Mann wäre mir eins der teuersten Produkte meines Reichs; er brächte Gottes Weltsysteme in mein Kabinett, Waagen, alles zu wägen in all' meine Magazine, und was mehr ist als beides: die allertiefste und harmoniereichste Religion in meine Theologie." Daß der außerordentliche Mann schon im 51. Lebensjahr von hinnen gegangen ist, wird die Leser des mitgeteilten Berichts über seine karge, harte Jugend nicht befremden.

Lehrer.

Die Furcht des Herrn ist Zucht zur Weisheit.

Sprüche Salomos.

Ein kleiner Anfang mit gründlicherer Ausbildung der Volksschullehrer wurde in Württemberg 1735 damit gemacht, daß man mit dem Waisenhaus in Stuttgart ein kleines Seminar verband. Im übrigen war die Lehrerbildung bis zur Errichtung des Eßlinger Schullehrerseminars 1811 eine höchst einfache. Der Schulmeister nahm mit Genehmigung des Spezials (Dekans) Lehrlinge an, die ihm abzusehen hatten, was der Meister in der Schule that. Sie mußten wenigstens zwei Jahre in der Lehre gewesen sein, bis sie „losgesprochen" wurden und nach einem vor dem Spezial bestandenen Examen als „Provisoren" kürzere oder längere Zeit da blieben, wo sie in einer Schule Arbeit, ihre Wohnung aber nebst etwas Geld und Kost bei dem Schulmeister fanden. Wollte einer dann in einer Gemeinde sich auf eine erledigte Schulstelle wählen lassen, so mußte er zuvor vom Konsistorium geprüft sein, dem nach der Wahl auch die Bestätigung zustand.

Daß dieser einfache Weg, auf welchem unser Volk seine Bildner erhielt, ihm viele hervorragend tüchtige Lehrer und Erzieher zuführte, ist bekannt. Noch lebt in Städten und Dörfern das Andenken solcher Männer fort, die in aller Schlichtheit wirkliche „Meister" ihres Berufs gewesen sind. Wir geben die Jugend- und Bildungsgeschichte zweier

Israel Hartmann.

unvergessener: Israel Hartmann von Plieningen, 1725 bis 1806, Waisenhauslehrer in Ludwigsburg, eines jener nicht wenigen dem Lehrerstand angehörigen gediegenen Häupter unsrer christlichen Gemeinschaften, mit Lavater, Stilling, K. Fr. v. Moser befreundet; und Johannes Gaiser von Baiersbronn, 1780—1876, langjähriger verdienter Schulmeister und Schultheiß in dieser großen Schwarzwaldgemeinde.

Israel Hartmann erzählt uns in einer von den „Basler Sammlungen" 1842 mitgeteilten Selbstbiographie, wie er, als Sohn des Michael Hartmann, Metzgers und Wirts, auch Richters (d. h. Gemeinderats) in Plieningen auf den Fildern am 26. Februar 1725 geboren, beim Viehhüten im schullosen Sommer etwas verwildert, mehrmals wunderbar aus sichtlicher Todesgefahr errettet, seit dem 13. Lebensjahr durch den Vikar Moser angefaßt, am liebsten Pfarrer oder Lehrer geworden wäre. „Mein Vater wollte haben, ich solle, wie alle meine Brüder, das Metzgerhandwerk lernen, aber dazu hatte ich gar keine Lust mehr. Ich dachte damals, wenn ich nur alle die Meinen und alle Menschen auch so glücklich machen könnte, wie ich mich fühlte. Alles wollte ich bekehren. O, was wollte ich thun, wenn ich in einer Schule wäre! Daß mich meine Eltern keinen Pfarrer werden lassen würden, das wußte ich wohl. Aber wenn sie nur etwas Weniges auf mich wendeten und mich zur Schule erzögen, o was für Gutes meinte ich wirken zu können! Ich sagte diesen Gedanken meiner lieben Mutter und bat sie, mit dem Vater zu reden. Sie konnte mir wenig Hoffnung machen und mußte mir sagen, der Vater wolle es nicht so haben. Indessen war ich ein feuriger Prediger im elterlichen Hause. Dies erzählte die Mutter in Stuttgart meinem Bruder Georg, der damals dort in herzoglichen Diensten war (geboren 1710, gestorben als Oberstutenmeister in Marbach auf der Alb 1796, Stammvater der weitverzweigten Familie Hartmann-Mayer). Da er mich nun von Herzen liebte, bat er um Erlaubnis, seine Eltern zu besuchen, kam nach Plieningen und redete meinethalben allein mit dem Vater. Auf sein Zureden entschloß sich dieser, mich dem Schulmeister des Orts zur Lehre zu übergeben. Es kam ihn zwar schwer an, 25 Gulden für die ganze Lehrzeit mit ihm zu akkordieren. Doch er that's, und weil die Schule groß war, half ich sogleich auch Schule halten. Um diese Zeit erkrankte meine Mutter schwer. Ich war immer

um sie. Eines Morgens las ich ihr etwas vor. Da umfaßte sie mich, drückte mich an ihr Herz und segnete mich. Dann hub sie mit mütterlicher Miene und fühlbarer Wärme des Herzens an: O Israel, in dieser Nacht habe ich einen schönen Traum gehabt, den muß ich dir erzählen. Ich lief mit einem Führer, als wollte ich ins Neckarthal gehen. Zuerst führte er mich übers Wasser in eine schöne Schule. Dann aber sagte er mir, er wolle mir eine noch schönere zeigen, und führte mich wieder über das Wasser zurück. Auf einmal war ich in einer andern Schule, wo ich viele Kinder sah, aber keinen Lehrer. Dann brachte mich der Führer in eine schöne Schule, wo viele Lehrer und Kinder waren. Einer derselben machte einen besonderen Eindruck auf mich. Da war ich sehr erfreut. Ich glaube, setzte sie beruhigt hinzu, der Traum wird dir gelten. In der That wurde ich in der Folge ohne all' mein Zuthun genau so geführt. Meine Mutter aber ging bald darauf in ihre Ruhe ein, 28. März 1740. Vikar Thill unterrichtete mich nun auch wie sein Vorgänger Moser, und keiner von beiden nahm für seine Mühe eine Belohnung an. Gott lohn' es ihnen! Das Jahr darauf wurde ich in die Schule nach Uhlbach berufen. Da ging es über den Neckar nach meiner Mutter Traum. Ein halbes Jahr widmete ich mich dort der Schule mit allem Ernst, etwas Gutes zu wirken. Im folgenden Sommer unterstützte ich den Schulmeister in Plieningen, der mich nun zum Provisor annahm. Ich kam gleich recht in die Arbeit hinein. Denn es waren 200 Kinder da, und der Schulmeister kam wenig in die Schule. Meistens war ich mit einem Jungen allein. Feurig fing ich an, mit Ernst und Liebe; dazu bat ich Gott um Weisheit für mich und die Kinder. Das Lernen ging auch meistens gut, und ich hatte die Liebe der Geistlichen des Orts immer mehr zu genießen. Aber manche Eltern klagten darüber, daß ihre Kinder so viel lernen müssen. Es hieß, ich sei ein Pietist. Besonders wurde der Bürgermeister (Gemeinderechner), der zugleich Heiligenpfleger war, über mich

aufgebracht und ließ sich verlauten, bei nächster Visitation wolle er mich die Treppe hinunterwerfen. Sein Sohn sagte sogar, er wolle mich totschlagen. Ehe die Schule visitiert wurde, kam es an den Tag, daß der Mann einen bedeutenden Kassenrest hatte, weshalb ihm Zuchthausstrafe drohte. Aber der Schultheiß und der Schulmeister kamen ihm zu Hilfe und verfaßten eine Bittschrift zu seinen Gunsten. Mir aber wurde die Freude zu teil, dieselbe für meinen Feind ins Reine zu schreiben. Von da an legte sich sein Grimm. Im Frühjahr 1743 visitierte der neuernannte Spezial Fischer die Schule in Plieningen. Da frohlockten meine Feinde, verabredeten, mich zu verklagen, und thaten es. Ich versah mich nicht des Besten, und als ich zum Durchgang vor dem Visitator erscheinen mußte, seufzte ich, vor der Thür stehend, im stillen zu Gott in den Worten des Liedes:

Hilf, daß ich rede stets Womit ich kann bestehen,
Laß kein unnützes Wort Aus meinem Munde gehen . . .
Find't sich Gefährlichkeit, So laß mich nicht verzagen,
Gieb einen Heldenmut, Das Kreuz hilf selber tragen.

Als ich eintrat, fing Spezial Fischer an, mit Freundlichkeit zu mir zu sagen: Es sind heute viele Klagen wider Ihn geführt worden. Ich wünschte, daß allerorten in meiner Diözese *solche* Klagen geführt würden. Wenn sie mir nicht in Absicht auf die Kläger gefallen konnten, so freute mich's für Ihn, daß sie Ihm damit ein so gutes und wahres Zeugnis geben. Habe Er Zutrauen zu mir. Er darf zu mir kommen, wann Er will ꝛc. Diese Zusage hielt er auch treulich, als er bald darauf Oberhofprediger und Konsistorialrat wurde. Wann er mich in Stuttgart auf der Straße erblickte, rief er mich zu sich und nahm sich meiner an, wie ein Vater seines Kindes. Gott lohne es ihm ewiglich! Mein Sinn stand damals so: wenn ich nur frei wirken könnte, so wäre ich glücklich, und wenn ich auch täglich nichts als Wassersuppe und Brot hätte! Daher versuchte ich es mehrmals, eine Schulwahl mitzumachen, aber wiewohl mir Pfarrer und Schultheiß dazu helfen

wollten, so wurde doch nichts daraus, denn es war eben ein menschliches Machwerk. Es wollte aber in Plieningen nicht mehr ruhig werden. Daher traf Spezial Fischer ohne mein Wissen die Anordnung, daß ich mit dem Provisor in Echterdingen meine Stelle wechseln mußte. Dort hatte ich aufs neue alle meine Kräfte anzuwenden, um die Schule zu verbessern. Denn es waren auch 200 Kinder da. Aber Gott stärkte mich alle Tage zur Arbeit. Erst fing ich an, manche belehrende Bücher zu lesen. Der nachmalige Prälat Ötinger nämlich, der damals in Walddorf, also nicht sehr weit von Echterdingen, Pfarrer war, schenkte mir sein Zutrauen und ich wurde durch ihn mit manchen nützlichen Büchern bekannt. Von seinen eigenen Manuskripten wurde mir mehreres zum Abschreiben gegeben. Auch wurde ich mit dem älteren Storr und mit Brastberger bekannt. Und so empfing ich immer neue Kräfte, die ich in meinen und anderer Nutzen verwendete. Übrigens hatte ich in Echterdingen auch viel Widriges. Denn der Schulmeister, der stark dem Trunk ergeben war, meinte immer, ich möchte suchen, an seinen Platz zu kommen.

Im ganzen war ich $3\frac{1}{2}$ Jahre an diesem Ort. Prälat Fischer suchte mich mehrmals auf eine Schulstelle zu bringen, aber es mißlang. Denn in der damaligen Zeit gaben bei den Wahlen sehr oft die Nebenabsichten auf Heirat und Geld den Ausschlag. Mein Sinn aber war und blieb, mir niemals auf einem krummen Weg ein Amt zu erschleichen. Einst zog ich fröhlich von einer solchen Wahl wieder nach Hause und schrieb meinem Gönner über das Fehlschlagen seiner und meiner Hoffnung folgenden Brief: Ich habe nun zweimal nacheinander bei Schulmeisterwahlen mich examinieren lassen. Das einemal wurde mir das Lied zu singen aufgegeben: Eins ist not, ach Herr dies eine; ich sang den ersten Vers. Diesmal in Laichingen kam dasselbe Lied wieder an mich, ich sang den letzten. Sollte mir dieses Lied wieder aufgegeben werden, so würde ich keinen andern Vers singen, als den zweiten: Seele, willst du dieses finden, Such's bei keiner Kreatur.

Denn ich bezeuge Euer Hochwürden und dem herzoglichen Konsistorio, daß, wenn ich nicht ohne alles Geschmier und ohne Absicht auf Verheiratung zu einem Dienst erwählt werde, ich für immer keinen Dienst auf diese Art suchen würde. Prälat Fischer nahm diesen freimütigen Brief so wohl auf, daß er aufs neue väterlich für mich sorgte. Im Jahr 1748 wurde ich durch einen Konsistorialbefehl nach Oberriexingen an der Enz berufen, wo mir die ganze Schule anvertraut wurde. Das Einkommen war so gering, daß mir nach Bestreitung der Kost wenig übrig blieb. Aber ich war nun doch in einer selbständigen Lage. Diese Veränderung war vielleicht Folge der letzten Visitation in Echterdingen, bei welcher zwei Prälaten mit dem Spezial zugegen waren. Der eine derselben bezeugte mir seine Zufriedenheit und ermunterte mich, Geduld zu haben, er wolle meiner gedenken. Hier in Oberriexingen hatte ich nun Gelegenheit, diejenigen Brüder kennen zu lernen, welche, von der Kirche verscheucht, sich an den Schriften der Brüdergemeine erbauten. Auch las ich manche andere gute Bücher, wirkte und schrieb mancherlei. Es war eine schöne gesegnete Zeit für mich: bei der Jugend wirkte ich nicht umsonst und bei Leichen- und Hochzeitreden durfte ich manches freimütige Zeugnis der Wahrheit ablegen. In freien Wochen zur Ernte- und Herbstzeit konnte ich ungehindert Brüder und Freunde besuchen.

Im Spätjahr 1751 wurde ich zum Schulmeister in Roßwag bei Vaihingen an der Enz ernannt. Die Einholung war feierlich und gesegnet. — Folgt Verheiratung. — Nach und nach vermehrte sich meine Familie, und ich hatte fast kein Vermögen; meine Besoldung belief sich, wenn ich alles genau berechnete, auf 120 Gulden jährlich. Davon sollte ich und meine Frau mit 3 Kindern und unserer lieben Mutter nebst einem Dienstmädchen leben. So sehnte ich mich nach einer Verbesserung und redete daher mit meinem alten Gönner Oberhofprediger Fischer offen über meine ganze Lage. Als ich nach einiger Zeit wieder kam, gab er mir

einen Brief in die Hand, den er eben an mich hatte abschicken wollen. Ich las und das Herz brach mir über der gnädigen Leitung meines Gottes. Der Brief enthielt die Anfrage, ob ich geneigt wäre, die Stelle eines Schulmeisters am Waisenhaus in Ludwigsburg anzunehmen. Gerührt sagte ich: Ja, das ist mir eine große Gnade. Die Sache war bald im reinen. Am Tag Martini 1755 zog ich in das Waisenhaus nach Ludwigsburg. Gott lohne allen guten Leuten in Roßwag die Güte, mit der sie mir 4 Jahre lang begegneten!

* * *

Noch 50—60 Jahre nach Israel Hartmann hat der am 26. März 1780 im Steinäckerle, Gemeinde Baiersbronn, OA. Freudenstadt, als Sohn braver, unbemittelter Bauersleute geborene Johannes Gaiser denselben einfachen Bildungsgang genommen und ist bei ihm gleichfalls ein hervorragend tüchtiger Lehrer und Ortsvorsteher geworden. Der von ihm im 75. Lebensjahr geschriebenen Lebensgeschichte (mitgeteilt im Süddeutschen Schulboten 1876, S. 147 ff.) entnehmen wir Folgendes.

Da der Schulbesuch damals nicht so strenge gefordert wurde, wie jetzt, so lehrte unsre Mutter ihre 8 Kinder neben dem Kochen in der Küche Gebete und Sprüche im alten Schatzkästlein und Konfirmationsbüchlein und prägte ihnen die Hauptwahrheiten der christlichen Religion ein. Von meinem 6. Jahre an bis ins 11. mußte ich den Sommer über das Vieh hüten und meistens damit in den Wald fahren, wo ich öfters keinen Weg wußte und zudem noch Furcht vor wilden Tieren, Schlangen ꝛc. hatte, auch hie und da das Vieh im Gebüsch verlor, was mir viel Kreuz und Sorgen machte. An Sonn- und Feiertagen lehrten mich Vater und Mutter lesen im Spruchbuch und Testament, und der Vater erklärte das Gelesene. Erst im 8. Jahr durfte ich die Schule besuchen, welche im Sommer von 12—½3 Uhr währte, Winterszeit aber von vormit-

tags 8—11, nachmittags von ½1—3 Uhr. Sommers besuchte ich aber die Schule wenig und wenn ich sie besuchte, war ich vom Viehhüten sehr müde und schläfrig, wenn der Unterricht nicht sehr aufmunternd und anziehend war. Ich verbesserte das dadurch, daß ich gewöhnlich das Spruchbuch oder das Testament zum Viehhüten in den Sack steckte und im Wald unter einem schattigen Baum las und lernte. So war ich bald, obwohl ich Sommers wenig zur Schule kam, einer der ersten Schüler, besonders auch im Singen, und wurde deswegen vom Schulmeister öfters als Unterlehrer bei der untersten Klasse verwendet. Zweimal erhielt ich vom Dekan bei den Schulvisitationen ein Prämium von je 15 Kreuzer, was mich im Lernen ermunterte und vornehmlich die Liebe zum Schullehrerstand in mir erweckte. In der Revolutionszeit 1793 f. erhielten wir etwa 200 Mann Fürstenbergisches Militär über ein halb Jahr lang ins Standquartier. Mein Vater bekam auch einen Mann, Anton Auchter von Marchthal, welcher die Violine spielen konnte, sehr gefällig und ein Kinderfreund war. Dieser lehrte mich die Anfangsgründe im Violinspielen, worinnen ich mich durch Selbstübung später vervollkommnete, so daß ich in meinem 14. Jahre schon bei Hochzeiten und Tänzen aufspielen konnte und damit für meine Eltern manchen Gulden verdiente. Beim Vater aber lernte ich den Feldbau, das Holzmachen, Dachbretterspalten, Fischen und andere Geschäfte, welche mir später sehr zum Nutzen gereichten. Nach meinem Körperbau war ich etwas schwächlich, ich bat deswegen oft den lieben Gott im stillen, er möchte mich in einen Stand setzen, worinnen ich mein Brot mit weniger körperlicher Anstrengung verdienen könnte, um so mehr, als ich ein weiches und furchtsames Gemüt hatte und nicht gerne mit erwachsenen Leuten Umgang pflegte, was mich ebenfalls wieder für den Umgang mit Kindern als Beruf bestimmte. Aber wie sollte ich meinen Vorsatz ausführen, da mein Vater nichts auf meine Ausbildung verwenden konnte?

Ich stellte alles in den Willen der göttlichen Vorsehung und traute fest den biblischen Verheißungen Jos. 1, 5; Psalm 50, 15; 91, 14—16. Sie wurden alle an mir erfüllt. Als die Winterschule auf Martini 1794 wieder ihren Anfang nahm, war Schulmeister B. genötigt, sich einen Lehrgehilfen anzuschaffen, da seine Schule 150 Kinder zählte. Er kam deshalb zu meinem Vater und fragte ihn um mich, wozu er endlich auf den Zuspruch meiner Mutter und da ich den Winter über zu Hause nicht viel zu schaffen hatte, mit der Bedingung einwilligte: 1) daß mir B. täglich nach der Schule noch Privatunterricht im Rechnen, Korrektschreiben und in den Schulwissenschaften erteilen, 2) er mir bis Georgii 1795 noch 6 Gulden Salarium bezahlen und mich 3) auf Georgii wieder nach Hause entlassen müsse; die Kost sollte ich bei meinen Eltern haben. Herr Pfarrer K. gab gerne seine Einwilligung, wenn ich mich zuvor vom Dekanat Freudenstadt examinieren lasse, und gab mir den Trost, das Examen werde nicht schwer sein. Zu Anfang Novembers führte mich Schulmeister B. dem Herrn Dekan J. in Freudenstadt vor und das Examen begann. Der Anfang war das Lesen. Herr Dekan schlug mir in einer großen alten Bibel in Folioformat das erste Kapitel im Buch Judith auf, das mit dem Namen Arphaxad anfängt. Diesen Namen hatte ich in meinem Leben nie gelesen, auch nie aussprechen gehört; aber das schlimmste daran war der halbhandgroße Anfangsbuchstabe A, der mit vielerlei Zügen und Schnörkeln verziert war. Herr Dekan sagte, ich solle anfangen, aber ich mochte mich besinnen, wie ich wollte, ich brachte keinen Verstand in das Wort, weil ich den ersten Buchstaben nicht kannte. Er hieß mich wieder lesen, aber ich schwieg. Endlich sagte ich: ich kenne den ersten Buchstaben, der einem Helglein (Heiligenbild, Bild) gleiche, nicht, habe auch nie einen solchen Buchstaben gesehen, das weitere im Kapitel könne ich wohl lesen. Hierauf lächelte Herr Dekan und sagte: „Ja, Er ist mir ein schöner Provisor, da Er nicht

einmal das A kennt.“ Ich schämte mich sehr und fing an zu weinen, er sprach mir aber freundlich Mut zu und sagte, ich solle dieses nicht so schwer aufnehmen, es sei kürzlich ein anderer Provisor von 18 Jahren da gewesen, der habe dieses A auch nicht gekannt und habe sich auf seine Kenntnisse mehr als ich eingebildet; wenn ich jetzt nur in anderen Sachen gut bestehe. Dies machte mir wieder Mut, ich fing zu lesen an und es ging gut; auch im Schreiben, Rechnen, Singen, in der Religionskenntnis ꝛc. ging alles gut, so daß ich von dem Herrn Dekan noch ein Lob erhielt und für fähig erklärt wurde, in die Schule des B. einzutreten.

So hatte ich denn als examinierter und wohlbestellter Winterprovisor die jüngeren Kinder von 7—9 Jahren im Syllabieren, Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Spruchlernen ꝛc. zu unterrichten unter der Aufsicht und Leitung des Schulmeisters. Ich liebte die Kinder und sie liebten mich. Die Eltern freuten sich über das Lernen und den Fleiß ihrer Kinder, lobten mich und gaben mir hie und da ein kleines Geldpräsent. Die Vorteile und Kunstgriffe, welche ein Lehrer bei dem Unterricht und der sittlichen Erziehung der Kinder zu beobachten hat, mußte ich alle selbst auffinden und ausdenken, und oft wünschte ich mir ein Lehrbuch für die Didaktik und Schulwissenschaft, aber alle Lehrmittel fehlten mir. Nur die Form und den Lehrgang, sowie den Inhalt des Unterrichts meines Schulmeisters konnte ich mir merken, weil wir in einer Stube die Schule hielten, und dadurch wurde ich bald in den Stand gesetzt, auch bei den vorgerückteren Klassen zu unterrichten, wenn der Schulmeister verhindert war oder es gerade wollte. Nur selten gab mir B. nach der Schule eine Stunde Unterricht im Rechnen und in Aufsätzen, der aber für meine Fassungskraft zu hoch war und nicht vom Leichteren zum Schwereren fortschritt. Alles Fehlende mußte ich später selbst suchen und finden, was auch seinen Nutzen für mich hatte. Von den Noten oder vom Klavier- und Orgelspiel wußte ich bis jetzt nichts; der Schulmeister hatte kein

Klavier und die hiesige Kirchenorgel war im April 1791 samt der Kirche und dem ganzen Dorfe bis auf 2 Häuser verbrannt. Täglich ging ich morgens vom Steinäckerle 1½ Viertelstunden weit in die Schule ins Dorf mit einem Stück Brot für den Mittag, wozu ich hie und da einige Äpfel oder etwas Butter von meiner Mutter erhielt. Abends ging ich wieder, wegen Kälte und stürmischen Wetters oft recht beschwerlich, nach Hause. Ebenso beschwerlich waren öfters meine Reisen mit dem Herrn Pfarrer K. zu den Krankenkommunionen im Thal, wobei ich den Krankenkelch, das Kirchenbuch und den Kirchenrock tragen mußte. Die Frau Pfarrerin hat mich bei diesen Reisen durch ein Mittag- oder Nachtessen oft erquickt, was ihr der liebe Gott in der seligen Ewigkeit noch vergelten wolle! Im Herbst 1795 starb Schulmeister B. und mein Vater wurde etwa ¼ Jahr lang Schulamtsverweser, bei dem ich ebenfalls das Provisorat versah. Im Februar 1796 kam der neue Schulmeister H., bei welchem ich unter gleichen Bedingungen Winterprovisor blieb. Sommerszeit war ich Musikant und Holzmacher. Bei Schulmeister H. machte ich im Lernen und in der Didaktik bessere Fortschritte, besonders im Klavierspielen, auch bekam ich von ihm gute Bücher zu lesen, doch war alles meinem eigenen Fleiß und Nachdenken wieder überlassen. Im Frühjahr 1797 verschaffte mir H. das perpetuierliche Stadtprovisorat in Rosenfeld, indem er mich dem dortigen Schulmeister G. empfahl. Ich fühlte mich freilich noch schwach und war ängstlich, weil ich das Vorsingen in der Kirche im Chor unter der Orgel meistens allein versehen sollte. Herr Pfarrer K. aber redete mir sehr zu und meinte namentlich, es sei für mich besser und Gott wohlgefälliger, Gutes unter den Kindern zu verbreiten, als bei Tänzen aufzuspielen, was auch meine Gesinnung war. Doch ganz konnte ich damals das Aufspielen noch nicht aufgeben, weil ich mir dadurch vorerst noch das Geld zu einem ordentlichen Kleid verdienen mußte, und ich in Rosenfeld neben freier Kost

und einigen Accidentien jährlich nicht weiter als 12 Gulden Salarium zu erwarten hatte. Nun reiste ich im Juni 1797 mit den besten Vorsätzen und im Vertrauen auf Gott nach Rosenfeld ab und alles ging gut. Da ich in der Erntevakanz im Baiersbronner Mittelthal bei einer Hochzeit 13 Gulden und in der Herbstvakanz beim Kirchweihtanz in Röth 11 Gulden verdiente, konnte ich von meinen 12 Gulden Salär 9 Gulden meinen Eltern schicken. Schulmeister G. hatte mich gern, weil ich ihn auch noch in den ökonomischen Geschäften unterstützte. Darum half er mir in meinen Privatstudien nach, gab mir gute Bücher über das Schulwesen zu lesen, auch ein altes Klavier, worauf ich mich im Choralspielen üben konnte, und besserte mir am Salarium von 1798—99 noch 3 Gulden auf, so daß dieses jetzt 15 Gulden betrug. Eltern und Kinder waren ebenfalls mit meinem Verhalten zufrieden und ein großer Teil weinte bei meinem unverhofften Abschied im Dezember 1799, als ich Schulmeister in Schwarzenberg, Dekanats Freudenstadt, wurde. . ."

Glückliche Menschen, die in solcher Armut sich die Zufriedenheit und Arbeitsfreude, Gottvertrauen und Menschenliebe bewahrt haben!

Schreiber.

Die Zucht ist der Weg zum Leben.
Sprüche Salomos.

Im alten Württemberg bis zu der neuen Staatseinrichtung unter König Wilhelm I. (1816 ff.) war in Stadt und Land derjenige Beamte, der so ziemlich alles, was in dem Bezirk Gerichtliches und Amtliches zu rechnen und zu schreiben war, besorgen mußte, der Stadtschreiber. Er hatte als Aktuar bei den Gerichts- und Gemeinderatssitzungen und den Rug- und Waisengerichten das Protokoll zu führen, die Akten bei den Prozessen zu sammeln, die

ganze Gerichts- und Stadtregistratur zu besorgen, die Zubringens-, Verlassenschafts-, Gant- und Vormundschafts-Inventare, Erbschaftsteilungen ꝛc. zu fertigen; die Kontraktbücher bei Gericht zu führen; die Gemeinde-, Armen-, Spital- und in der Regel auch die Pfleg-Rechnungen zu stellen und die meisten obervormundschaftlichen Geschäfte beim Waisengericht zu besorgen; die Ortslagerbücher in Ordnung zu erhalten; die Hauptgeschäfte bei der Steuerverteilung zu versehen; die Bürgerlisten zu führen und für die Amtsangehörigen auf deren Verlangen Verträge aller Art, letzte Willen, Bittschriften und andere Eingaben an die Behörden u. dgl. zu machen. Diese Geschäfte hatte er auch für die Amtsorte zu besorgen, soweit nicht für einzelne größere ein besonderer Amtsschreiber oder ein Gerichtschreiber „von der Feder", d. h. ein Schreiber, der das Geschäft ordentlich gelernt hatte, bestellt war. Natürlich bedurfte der Stadtschreiber zu diesen vielen Geschäften eine Reihe von Gehilfen, welche er teils bei sich in der Stadt hielt (Stadtsubstituten), teils auf das Land versendete (Amtssubstituten), und welche dieselbe Bildungslaufbahn machten wie er. Diese war aber in der Regel sehr mangelhaft. Der eben geschilderte Stadt- und Amtsschreiber, wie auch die Schreiber für die Verwaltung bei den meist mit Juristen besetzten Oberämtern und die Schreiber für das Finanz- und Rechnungswesen, aus denen die Kameralbeamtungen, Stiftungs- und Forstverwaltungen, auch die höheren Stellen in der Finanzverwaltung besetzt wurden — dieser Schreiber war meist ein bloßer „Routinier", ein durch Übung und Erfahrung geschulter Praktiker, welchem gründliche wissenschaftliche Bildung abging und der das Recht auf Universitäten gar nicht und selten vollständig für sich studiert hatte. Natürlich fehlte es auch bei denen, die ganz ohne Universitätsbildung blieben, nicht an ausgezeichneten Leistungen: der nachmalige Staatsrat Weisser schrieb seine schätzenswerten Nachrichten von den Gesetzen des Herzogtums Wirtemberg als Oberamtsscribent,

der spätere Finanzminister Weckherlin einige treffliche Abhandlungen als junger Substitut. In der Regel trat der Schreiber im 15. Jahre in die Schreibstube des Stadt- oder Amtsschreibers oder eines Amtssubstituten als sogenannter Incipient, nach einigen Jahren wurde ihm allmählich die selbständigere Besorgung einzelner Schreibereigeschäfte anvertraut (Scribent, Mittelscribent) und nach einer längeren Reihe von Jahren konnte er sich — früher von den Amtleuten, später von der Kanzlei in Stuttgart nach einem bei derselben bestandenen Examen — zur Ausübung aller Schreibereigeschäfte als Gehilfe seines Prinzipals, Substitut, für befähigt erklären lassen. (Wächter, Geschichte, Quellen und Litteratur des Württ. Privatrechts I. 1839. S. 297 ff. Riecke, Verfassung, Verwaltung und Staatshaushalt in Württemberg, 2. Aufl. 1887 S. 132 f. Hartmann, Des altwürttembergischen Schreibers Laufbahn. Staatsanzeiger 1895. Bes. Beil. 7.)

Einer dieser ehemaligen Incipienten und Substituten, Johann Friedrich Haakh, Stammvater der Heilbronner Familie Haakh, 1745—1817, erzählt uns seinen Weg aus vater- und mutterlosem Hause durch das Waisenhaus in die Schreibstube und über die Hochschule zu ehrenvollen Stellungen, in einer Selbstbiographie (Basler Sammlungen 1855), welcher das nachstehende entnommen ist.

In Stuttgart am 21. Dezember 1745 geboren als das vierte Kind des herzoglichen Mundkochs Joh. Christoph Haakh und einer Tochter des Bürgermeisters und Apothekers Hesler in Herrenberg, verbrachte das Kind die ersten Lebensjahre in der Residenzstadt, wo es den Vater fast täglich ins Schloß (das sogenannte alte Schloß) begleiten durfte. Dort hatte die Herzogin, Karl Eugens junge Gemahlin, ihre Freude an dem muntern Knaben, er durfte ihren Affen füttern, der so vertraut mit ihm wurde, daß er ihm Eier und Nüsse öffnete und ihn essen ließ. Als die Herzogin-Mutter infolge ihrer Streitigkeiten mit dem Sohn und der

Schwiegertochter nach Göppingen zog, mußte der Mundkoch Haakh sie dahin begleiten. Der Junge verlor dabei nichts, denn auch bei dieser Fürstin war er sehr wohl daran; sie ließ demselben eine kostbare Husarenuniform machen, setzte ihn, wenn sie ausfuhr, zu sich in den Wagen ꝛc. Aber dem Vater, der in Stuttgart ein Haus gebaut, Äcker und Baumgüter gekauft und sich dadurch eine Schuldenlast aufgeladen hatte, und der eitlen stolzen Mutter gefiel es in Göppingen gar nicht; eines Morgens bald nach der Geburt ihres sechsten Kindes waren beide Eltern verschwunden und man erfuhr nie mehr etwas von ihnen. Die Kinder wurden nach Stuttgart gebracht, die größeren Schwestern und die jüngste von Verwandten aufgenommen, unser Fritz aber — sein einziger älterer Bruder war vierjährig gestorben — auf öffentliche Kosten bei einem Stadtsoldaten untergebracht. Als dieser, ein Trinker, früh starb, kam der Knabe zu einem rohen Schuhmacher, dem man ihn bald wieder abnahm, um ihn zu einem alten herzoglichen Stallknecht und dessen Frau zu bringen, guten, gottesfürchtigen Leuten, die ihn wie ein eigenes Kind hielten. Aber der Mann starb und die Frau mußte selbst zu fremden Leuten ziehen. So kam Haakh zu einem Maurer, einem frommen katholischen Böhmen, der sehr arm war und da er nur 30 Gulden Kostgeld erhielt, dem Pflegling nicht mehr, als was er selbst hatte, geben konnte, ihn in den Wald schickte, Holz zu sammeln, aber für seinen Schul- und Kirchenbesuch eifrig sorgte. Beim Bau der Gardekaserne 1754 mußte der Knabe im Dezember, als das Dach gedeckt wurde, auf einer Leiter Ziegel bieten, wobei er von der Kälte erstarrte, so daß man ihn von der Leiter in den Kasernenhof brachte, um ihn an einem Feuer aufzuwärmen. Der Diakonus Spittler, der vorüberging, kannte Haakh und seine Familie und sorgte für seine Aufnahme in das Waisenhaus. Dort ließ er sich, um dem ewigen Spinnen und Stricken zu entgehen, in die Schneiderstube aufnehmen und war fest entschlossen, nach seiner Konfir-

mation Schneider zu werden. Der Waisen-Schulmeister Engelhardt, der gleich dem Pfarrer Thill und seinem Nachfolger Seiz den Knaben liebgewann, redete ihm zu, lieber Lehrer als Schneider zu werden, und Seiz fing an, den Dreizehnjährigen Lateinisch zu lehren. Nach der Konfirmation erklärte sich ein Rittmeister in Ludwigsburg, bei welchem eine der Schwestern Haakh's im Dienst war, bereit, ihn auf seine Kosten bei dem Regimentsfeldscherer die Chirurgie erlernen zu lassen. Er ließ ihn in eine kostbare Husarenuniform stecken, damit er alsbald — es war eben nach dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs — den Feldzug der Württemberger nach Böhmen mitmachen könnte. Ein dem Waisenpfleger Tritschler befreundeter Rittmeister Dertinger bewirkte aus Mitleid mit dem Jüngling, nicht zu dessen Freude, noch im Augenblick des Ausmarsches, daß der bereits mit einem Pferd Versehene zurückbleiben mußte. Tritschler nahm ihn nun in seine Schreibstube, anfangs so, daß der Lehrling noch mit den andern Waisenkindern aß und schlief, später in seine eigene Familie, bis jener in die herzogliche Kanzlei befördert wurde und Haakh dem Stadtschreiber Dertinger in Göppingen zur weiteren Ausbildung übergab. Bei diesem, einem alten Herrn, waren 8 Schreiber, meist rohe, leichtfertige Gesellen, so daß es dem Neuling, zumal an dem Ort mit der schmerzlichen Erinnerung an seine Eltern, übel zu Mute war. Da traf schon nach 8 Tagen der Ruf zurück nach Stuttgart in die Gehilfenstelle bei dem neuen Waisenpfleger ein. Dieser war freilich nicht der väterlich gesinnte Herr wie Tritschler, auch bekam Haakh einen Gehilfen zur Seite, der ihm an Bildung und Kenntnissen überlegen, aber untreu und unredlich war. Dafür nahm sich nach dem Tod des Pfarrers Seiz, dessen Predigten Haakh nachgeschrieben hatte und nun für die vielen Freunde desselben zum Druck befördern konnte, sein Nachfolger Groß seiner treulich an und sorgte dafür, daß er nach wohlbestandenem Examen Substitut bei des Pfarrers Bruder, Stadtschreiber Groß in Altensteig,

wurde. Dieser, selbst noch sehr jung, behandelte Haakh wie einen Bruder und leitete ihn nicht nur in die Geschäfte ein, sondern half ihm auch zu rechtem Benehmen im Verkehr mit den Menschen, was ihm in seinem späteren Leben so nötig werden sollte. Nach zwei Jahren, im Januar 1766, erhielt er die Substitutenstelle in der Stadtschreiberei Cannstatt, wo er unter 5 Schreibern der jüngste, aber erste war. Damals, in der Blütezeit des schmählichen Dienstthandels, hatte man, um recht viel Geld zu bekommen, auf dem Land neue Stellen geschaffen: Amtleute über 3 bis 4 kleine Dörfer zur Besorgung der Geschäfte, welche sonst dem Stadt- und Amtsschreiber zugeteilt waren, öfters unfähige, gewissenlose Leute, die nur eben möglichst rasch ihr ausgegebenes Dienstkaufgeld wieder gewinnen wollten. Für solch' einen neu eingekauften Amtmann, der wegen seiner Betrügereien abgeschafft wurde, hatte Haakh die Amtsschreibereigeschäfte in Weilimdorf, für einen unfähigen andern, der Soldat gewesen war und das Geschäft an einen liederlichen Schreiber hängte, die Geschäfte in Wangen, Hedelfingen, Rohracker und Sillenbuch zu übernehmen, so daß er Sommer und Winter um 2 Uhr aufstand. In Wangen deckte er große Betrügereien auf, die den Bürgermeister und einige Richter (Gemeinderäte) auf den Asperg, Haakh in Gunst bei seinen Vorgesetzten, aber auch allerlei Feindschaft brachten. So mit einem Amtmann von Hedelfingen, der in der Rachsucht so weit kam, auf Haakh zu schießen, und flüchtig wurde.

Als redlicher und gründlicher Arbeiter bekannt, erhielt Haakh 1771 den Auftrag, in Gaildorf gemeinschaftlich mit Hofrat Walther die Rechnungen eines dortigen Beamten zu untersuchen, der, großer Betrügereien beschuldigt, an das Reichsgericht appelliert hatte. Das Geschäft nahm fast zwei Jahre in Anspruch, die im vertrauten Umgang mit dem würdigen frommen Walther und dem gleichgesinnten Vikar Steinhofer rasch vergingen. Diese Freunde redeten Haakh ernstlich zu, noch die Universität zu beziehen und die Rechtswissenschaft zu studieren. Lange sträubte er sich.

„Du bist als Bettelbube," sagte er sich, „der glücklichste Mensch gewesen, damals warst du vergnügt, wenn dir nur die liebe Sonne über dem Haupt schien; aber jetzt hast du in deinen Geschäften mit so viel Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und was wird es erst werden, wenn du noch tiefer in das große Weltmeer hineinschwimmen willst!" Lieber noch wollte er Theologie studieren und nicht weiter in der Welt verlangen, als einmal Dorfpfarrer zu werden. Aber Walther brachte ihm durch Unterricht in den Pandekten Geschmack an der Sache bei und Haakh entschloß sich endlich, auf Ostern 1773 nach Tübingen zu gehen. Repetent Harttmann (der nachmalige Dekan in Lauffen, bekannter Prediger und Dichter) verschaffte ihm bei dem Stiftsprokurator Heller gegen Besorgung seines Rechnungswesens freie Wohnung in der Prokuraturstube des Stifts nebst Kost, Licht und Holz und 60 Gulden. Mit der Zeit bekam er so viel Rechnungs-, Teilungs- und Prozeßgeschäfte, daß er die Stiftsstelle aufgeben mußte. Nun nahm ihn Professor Reuß ganz in sein Haus. In dieser Familie und mit den Freunden im Stift war er so glücklich, daß er schrieb: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, aber ich habe sie hundertfältig wieder gefunden und von meinen Freunden mehr Liebe genossen, als mir Vater und Mutter, Brüder und Schwestern zu erweisen im stande gewesen wären." Da Haakh immer mehr Advokatengeschäfte bekam, so machte er schon 1775 die Prüfung bei dem Hofgericht, besuchte aber die Vorlesungen noch weiter und erhielt 1776 den Doktorsgrad, beides mit den besten Zeugnissen. Ein Amt erhielt er aber nicht, weil kein Dienst ohne Bezahlung gegeben wurde und Haakh solche wider sein Gewissen ging; nur mit dem Titel eines Herzoglich Mecklenburgischen Hofrats wurde er 1781 beehrt und wenige Monate später auf seines Freundes Walther Vorschlag von dem Grafen von Erbach als Kanzleidirektor nach Erbach im Odenwald berufen. Hier lebte und wirkte er mit Frau und Kindern unter

wechselnden Schicksalen bis 1803, zog dann nach Heilbronn und ist dort 1815 gestorben — der besten einer, die aus der „Schreibstube" hervorgegangen sind.

Arzt.

Wenn man Doktor sieht, kann man Historien genung erfahren, denn sie wissen allezeit etwaß zu verzehlen.
Elisabeth Charlotte von Orleans 1709.

Unter den württembergischen Ärzten von Ruf und umfassender Thätigkeit waren noch weit in das 19. Jahrhundert hinein nicht wenige, die ihre Laufbahn als sogenannte niedere Chirurgen oder Wundärzte, militärische oder bürgerliche, begonnen, dann erst in Tübingen und womöglich noch auf einer andern Hochschule studiert und schließlich die ärztliche Thätigkeit angetreten hatten. Es war mit ihrer tüchtigen praktischen Schulung ähnlich, wie solche von den Richtern und Verwaltungsbeamten jener Zeit gerühmt wird, die nach kürzerem oder längerem Lauf durch das Gymnasium, ehe sie die Universität bezogen, ein Jahr oder mehrere durch die „Schreibstube" gegangen sind. Ein verdienter Arzt aus dem vorigen Jahrhundert, Stammvater der aus Mecklenburg in Schwaben eingewanderten Familie Riecke, erzählt seinen Bildungsgang und darin besonders eine Seereise, wie sie heute wieder bei unsern jungen Medizinern so beliebt ist, in einem durch seinen altfränkischen Ton ansprechenden Tagbuch, teilweise veröffentlicht von dem Urenkel, Hofkammerdirektor Dr. Chr. F. Riecke in: Vierzig Urkunden zur Geschichte der Familie Riecke 1859; anderes ausgezogen und uns gütigst mitgeteilt von Herrn Staatsminister Dr. K. von Riecke. Daraus das folgende:

Ich Victor Heinrich Riecke bin geboren den 25. Juni 1697. Mein Vater war Heinrich Riecke, Chirurgus zu Stuttgart, von Gadebusch in Mecklenburg gebürtig,

die Mutter ist eine Lindenmayerin, gebürtig von Bietigheim. Mein Vater nun starb mir, da ich ungefähr 10 Jahr alt; weilen aber meine Mutter noch jung, so heiratete sie wieder und zwar gleichfalls einen Chirurgum, Namens Alexander Ditmers. Dieser nun ließ mich fleißig in die Schule gehen und versäumte nichts, das mir zu lernen nötig, und ließ sich's viel für mich kosten, damit ich nur was rechts werden möchte und man ihm als einem Stiefvater nicht vorwerfen könnte, ob hätte er mich versäumet u. dgl. Als es eine Zeit war, daß ich zu einer Profession angehalten würde, hat man beschlossen, mich einen Barbierer, weil ich dazu Lust hatte, werden zu lassen, wurde auch den 24. Monats Mai eingeschrieben, doch ging ich noch in die Klaß, und zwar in die sechste, allwo man nebst der Latinität auch die mathesin und mathematicam tractiert." Folgt die Beschreibung eines Besuchs, den der Professor mit seinen 12 Schülern in der „Kunstkammer", d. i. Kunst- und Altertümersammlung, deren Verwalter er war, am 22. Aug. 1714 machte; dann Nachricht von kleinen Ausflügen und Reisen, so 1717 nach Tübingen, um der Sezierung einer enthaupteten Kindsmörderin anzuwohnen, bei welcher Gelegenheit Riecke, obgleich sein Aufenthalt an der Universität nur 8 Tage dauerte, als Studierender der Medizin eingeschrieben wurde. Am 17. Juni 1717 erfolgte das Lossprechen des Lehrjungen, und nun rüstete er sich zur Wanderschaft. „Den 6. September 1717 ging endlich meine Reise in die Fremde einmal an, und zwar Mittags um 1 Uhr mit dem Ulmer Boten Altdorf zu." Dort sollte er nach dem Willen seines Vaters Gehilfendienste versehen und zugleich die Universität (bekanntlich 1809 mit Erlangen vereinigt) zu seiner besseren Ausbildung benützen, „namentlich in anatomicis bei Herrn D. Häußer etwas profitieren". Er ging aber schon im Herbst weiter nach Leipzig und Halle und studierte an letzterem Ort ein halbes Jahr. Dann durchreiste er 3 Jahre Norddeutschland, Schweden, Holland, je längere Zeit in Danzig, Stockholm, Hamburg,

Bremen und Amsterdam verweilend. In Hamburg und Bremen war der wanderlustige Wundarzt im Dienst eines schwedischen Grafen, der schlecht zahlte. Es heißt im Tagbuch aus Hamburg August 1720: „Erst speiste ich in dem Schwarzen Adler auf der Mühlenbrücke, da kostete die Mahlzeit 1 Mark 16 Schilling. Hernach, weil ich's nicht mehr ausdauern konnte, in dem Bremerschlüssel, woraus der Graf sein Essen nahm, den Wirt bittend, mir vor mein Kostgeld des Tags einmal zu essen zu geben, welches er aus Gnade und Barmherzigkeit einwilligte, mir und meinem Kameraden Jäger Michel, ein Türk, den der sel. König Karl XII. mit aus Bender gebracht. Als 8 Tage um waren, war er nicht content der Wirt mit unserem Kostgeld, vor's Essen zwar, aber das Trinken müsse aparte bezahlt werden. Darum speisen wir nicht mehr da, sondern bei unsrer Wäscherin. Diese sprach etwas anders als die Hamburger. Darumb fragte ich sie, was vor ein Landsmann sie wäre; sie sagte: von Ratzeburg. Da fragte ich, ob nicht einer auf dem Domhof gewohnet, der Riecke hieß. Sie sagte: ja, er wohnt noch darauf, und konnte ihn nicht genug rühmen. Darum resolvierte ich mich, nach Ratzeburg zu reisen, ihn zu besuchen, und das um so mehr, weil ich dadurch vielleicht Gelegenheit kriegen könnte, vom Graf abzukommen. Weil ich nun kein Geld zur Reise und doch nicht branden (fechten, betteln) wollte, scharrte ich zusammen, was ich konnte." Besuch bei den Verwandten in Ratzeburg.

Zuletzt trat Riecke im Frühjahr 1721 von Amsterdam aus eine viermonatliche Seefahrt als Schiffschirurg auf der Galliot Bonaventure mit 3 Schaluppen nach der Davisstraße an. Das Tagbuch berichtet, wie sie am 31. März nach 8tägiger Fahrt in den großen Ozean, vulgo spanische See, am 14. April an das erste Eis gelangten, am 17. zuerst unter großer Kälte zu leiden hatten, wie sie am 3. Mai Land sahen, auch Walfische und vielerlei Vögel, wie zwei Wilde an Bord kommen und die Galliot einen Hafen erreicht. Dort traf Riecke seines Stiefvaters Bruder,

der sich auf einem begegnenden Schiffe befand. Die Bonaventure geht weiter in See, sie kommen wieder ans Land und an die Walfische, sehen in der Nacht vom 14. Mai zuerst die Sonne nicht mehr untergehen. Am 31. Mai findet sich dieselbe Nachricht nochmals und erst am 3. Juli wird dann berichtet, daß jetzt die Sonne das erstemal wieder untergegangen. Hatte das Tagbuch schon am 9. Mai erwähnt: „es ist die ganze Nacht Tag", so steht dort erst vom 7. Juli: „Gestern haben wir das erstemal wiederum bei Nacht Licht angesteckt." Am 23. und 24. Mai lavieren sie bei Disko und blieben dann, wie es scheint, in der Diskobai, annähernd 70° nördliche Breite, vom 1. Juni, Pfingsten, bei schönem Wetter, bis zum 15. Juni, an welchem Tag, da sie nicht durchs Vaigat konnten, das die Diskoinsel vom Festlande trennt, sie von dem Wind wieder südwestlich abgingen. Am 18. stieg der Schiffschirurg auf das Hundeeiland, Eier zu holen, fand aber mehr Nester als frische Eier, dagegen bei alten Seehundsfellen die Leiche eines schönen weißen Hundes, halb aufgefressen von den Vögeln, und die eines wilden Mannes noch in völliger Kleidung. „Sein Kopf aber lag bei 5 Schritt von ihm von den Vögeln ganz verfressen. Ich putzte ihn, denn er stank horrend, und durch Bitten und Beten erhielt ich vom Kommandeur — denn die tollen Matrosen protestierten dawider — die Erlaubnis, daß ich ihn mitnehmen durfte." Vom Walfischfang, der seit 1714 von Holland aus vorzugsweise in der Davisstraße betrieben wurde, weil bei Spitzbergen die Wale seltener geworden, berichtet das Tagbuch nur, daß bereits am 9. April die Fischereigeräte klar gemacht wurden, daß ihnen am 10. Mai ein Walfisch mit 5 Harpunen im Leib doch noch entkommen, nachdem er zuvor die Schaluppe, die ihn verfolgte, leck gemacht, daß am gleichen Tag ein anderer festgemacht werden konnte, daß auf der Rückfahrt eine Schaluppe ausgesetzt wurde, um Kabeljau zu fangen. Bemerkungen finden sich eingestreut über die Dummheit der Haifische, über die das Schiff längere Zeit begleitenden

Fische, Beobachtungen über den Wechsel in der Farbe der See, wenn die Sonne scheint von weiß bis zu schwarzgrün und violett, über die das Schiff besuchenden Wilden ꝛc. Öfter werden die chirurgischen und ärztlichen Dienste Riecke's erwähnt: daß er am 14. April, dem Ostermontag, das erstemal in der See barbierte, am 7. Juni, es sei ihm beim Barbieren so übel geworden, daß er pausieren mußte; wie er wiederholt den Kommandeur, auch den eines andern Schiffes, dann wieder die Schiffsjungen ärztlich zu behandeln hatte, auch selbst des öftern krank, ja sehr krank gewesen; daneben die verschiedenen Gefahren, welche Schiffe und Mannschaft bedrohten: Sturm und Wellenschlag, Zusammenstoß mit anderen Schiffen, Auflaufen auf dem Sand, Eis, das durchbrochen werden muß, heranschwimmende Eisberge, denen auszuweichen war, einmal auch Feuersgefahr durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns beim Teerkochen; ein andermal wären sie bald alle durch den Leichtsinn eines Matrosen ums Leben gekommen, während wieder einmal der Chirurg nur durch den raschen Griff eines Matrosen vom Ertrinken gerettet wird. Schwer wird auch unter der Kälte gelitten. So ist es erklärlich, wenn der Tagbuchführer schon am 30. März sehnsüchtig zurückblickt nach dem friedlichen Leben auf dem festen Lande und die Bitte um Gottes gnädige Durchhilfe immer und immer wieder verzeichnet.

Endlich am 1. Juli wird die Rückfahrt angetreten. Sonntag den 20. sehen sie zuerst wieder Land, die schottische Küste. „Den 20. ruften wir ein Galliot, die einen Lozen hatte, an, wo wir wären, die sagte: 17 Meilen von Vlie. Wir segelten mit Nordwestwind Westsüdwest, lavierten, nachdem wir auf den Mittag die Branders von der Schelling sahen, Westnord, bis wir einen Lozen kriegten, mit schrecklich hohem Wasser an Bord, seglen mit Nordweststurm glücklich mit Gottes Hilf' zwischen Schelling und Vlie ein um 6 Uhr abends mit Ebb. Statt unsers ordinären Abendgebets thun wir ein Dankgebet, daß uns der

liebe Gott glücklich eingebracht, vor Klippen, harten Winden ꝛc. bewahrt."

Die glücklich bestandene Grönlandsfahrt verschaffte unsrem strebsamen Landsmann die Mittel zu einer neuen Reise nach Paris. Hier wurde endlich zwei Jahre förmlich Medizin und Chirurgie studiert. Riecke überließ der Universität den oben erwähnten Grönländerschädel, was ihm die Anstellung als überzähliger Militärarzt und die Erlaubnis zum unentgeltlichen Besuch der Vorlesungen verschaffte. Auf der Rückreise 1724 wurde er in Reims Doktor. Daheim ernannte ihn 1725 der Herzog zum Hofmedicus in Stuttgart, 1734 wurde er zweiter Stadt- und Amtsphysicus, zugleich herrschaftlicher Lithotomus und Kloster-Physicus in Denkendorf, 1749 erster Stadt- und Amts-Physicus, als solcher erster Land-Physicus und Mitglied der herzoglichen Sanitäts-Deputation. Hochverdient und geschätzt starb der unermüdlich Thätige schon 1755.

Soldat.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.
Schiller.

Stehende Truppen, d. h. solche, die nicht bloß im Kriegsfall aufgeboten oder geworben und nach dem Krieg wieder „abgedankt", die vielmehr auch im Frieden unter den Waffen behalten wurden, hat in Württemberg, in langen Kämpfen mit den Ständen des Landes, Herzog Eberhard Ludwig († 1733) eingeführt. Es war ein Militär, das weniger durch Zahl und Ausbildung, als durch prächtige Ausrüstung und die Menge der Offiziere etwas vorstellte und — viel kostete. Die Offiziere nahm man, da es vor der Errichtung der Karlsschule noch keine Kriegsschule, sondern nur ein kleines Kadetten- oder Kavalierkorps gab,

wo sie zu bekommen waren: Adelige aus dem Land und aus aller Herren Ländern, Studierende, die es mit dem Vers hielten: Am besten ist's, ich werd' Soldat Und ziehe mit zu Felde, aber auch bewährte Unteroffiziere, denen die höhere Laufbahn bekanntlich noch bis an unsere Zeit heran offen gestanden ist. Ein besonders ehrenwerter Vertreter dieser letzten Klasse ist der Vater unseres Schiller: Jo-

Johann Kaspar Schiller.

hann Kaspar Schiller, gestorben als Obristwachtmeister und Hofgarten-Inspektor auf der Solitude bei Stuttgart den 7. September 1796, dem sein großer Sohn ein so schönes Denkmal gesetzt hat in folgenden Worten eines Briefs an die geliebte Mutter: „Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmütige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden

und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vorteile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, Ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unsrem teuren Vater ist wohl und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unsrem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger vereinigen."

Vater Schiller hat in seinem 63. Jahr, 1786, seinen Lebenslauf (Curriculum vitae meae, abgedruckt in der Schrift: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern. Stuttgart 1849. Seite 2—19) niedergeschrieben, dem wir nachstehendes über seine Jugendjahre entnehmen.

Ich, Johann Kaspar Schiller, bin geboren in Bittenfeld, Waiblinger Amts, den 27. Oktober 1723. Meine Eltern waren: Johannes Schiller, Schultheiß, Eva Maria, eine geborene Schatzin, von Alfdorf, freiherrlich vom Holtzischer Herrschaft. Zur Lebezeit meines Vaters wurde ich früh zur Schule angehalten, so daß ich in meinem siebenten Jahr schon ordentlich schreiben und etwas rechnen, bis auf das Todesjahr desselben, 1733, aber durch die Anweisung eines Hauslehrers einen Grund im Lateinischen legen konnte. Nach dem Tode meines Vaters hingegen, der bei einem sehr mittelmäßigen Vermögen die Mutter mit 8 unversorgten Kindern hinterlassen, mußte ich die Hoffnung zum

Studieren, oder wenigstens die Schreiberei zu erlernen, aufgeben und mich zu Feldarbeiten anhalten lassen. Nach vielem Bitten endlich entschloß sich meine Mutter, mich die Wundarzneikunst lernen zu lassen und ich kam 1738 in die Lehre nach Denkendorf zu dem Kloster-Barbier Fröschlin. Ob ich nun zwar in dieser meiner Lehre auch allerhand, öfters die verächtlichsten Arbeiten verrichten mußte, so hatte ich doch einige Gelegenheit, bei dem Umgang mit den Alumnis (Zöglingen des theologischen Seminars) das vergessene wenige Latein zu wiederholen, auch von dem Propst Weissensee ein und anderes in der Kräuterkunde zu lernen. 1741 wurde ich in der Lehre freigesprochen, da aber einige Wochen hernach mein gewesener Lehrherr starb, blieb ich noch ein halbes Jahr bei der Wittib, und kam hernach zu dem Barbier Scheffler nach Backnang in Kondition. Ein Jahr hierauf ging ich, sehr mittelmäßig mit Kleidern und Wäsche versehen, auf die Wanderschaft und nach langem Herumreisen kam ich in die zweite Kondition nach Lindau im Bodensee zu dem Chirurgo Joh. Seeliger. 1743 am Karfreitag starb derselbe, und ich ging in die dritte Kondition zu Nördlingen bei dem dasigen Wundarzt Cramer. In Gesellschaft dessen Sohnes David, meines edlen Freundes, welcher gegenwärtig gräflich Degenfeldscher Amtmann zu Altdorf bei Speier ist, lernte ich in etwas die französische Sprache und besuchte den Fechtboden. 1745 im September zog das in Bayern errichtete und nach Absterben des bayerischen Kaisers (Karl VII.) in holländische Dienste überlassene Graf von Frangipanische Husarenregiment durch Nördlingen nach den Niederlanden. Ich bekam Lust, bei demselben als Feldscheer zu dienen, nahm meinen Abschied, ging diesem Regiment nach und holte es bei Rosenberg ein. Zwar traf ich keine ledige Stelle an, wurde aber doch en suite aufgenommen und konnte nicht allein frei bis in die Niederlande mitmarschieren, sondern auch von bezahlten Pferdrationen etwas ersparen. Den 11. November dieses Jahrs rückte das Regiment

in Brüssel ein. Ich hatte damals schon so viel gelernt, daß ich einige chirurgische Dienste mit gutem Erfolg leisten konnte, die mich unterhielten. 1746 im Jänner wurde Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert. Aus Mangel eines Pferdes ging ich mit demselben in einer Nacht zehn Stunden und von dort in der folgenden Nacht wieder zehn Stunden nach Charleroi. Hier konnte ich nicht weiter, mußte ausruhen und das Regiment marschieren lassen. Am folgenden Tag ging ich gegen Brüssel zurück in der Vermutung, ich würde noch dahinein zu unsrer zurückgelassenen Bagage und Kranken kommen können; ich wurde aber von den Franzosen aufgefangen und als Spion zu dem Duc d'Armentières eingebracht. Da ich aber nach dreimaligem strengen Verhör als unschuldig erfunden wurde, so nahmen sie mich als einen Kriegsgefangenen mit sich in ein jenseitiges Hauptquartier zum Grand-Prévôt, und von dort wurde ich nebst andern Gefangenen und Ausgerissenen nach Gent in Flandern abgeführt und alldorten auf einer Hauptwache bei Wasser und Brot so lange hingehalten, bis die meisten Dienste genommen, da denn auch ich keine andere Wahl gehabt. Ich machte also auch unter dem Schweizer-Regiment des Obristen v. Diesbach als gemeiner Soldat Dienste. Schon mit Ende Februars wurde das Regiment zur Besatzung in die indessen eingenommene Festung Brüssel verlegt, und so kam ich unter Freund und Feind zweimal in dem nämlichen Jahre dahin. Im April rückte man ins Feld vor Antwerpen und nach deren Übergabe vor Bergen (Mons) im Hennegau. Bei dieser Belagerung habe ich viel erfahren und ausgestanden. Von Bergen ging es nach Charleroi, auf welchem Marsch uns die kaiserlichen Husaren 700 Brotwägen abgenommen. Dadurch entstund eine unglaubliche Hungersnot bei der Armee. Als einem vertrauten Mann bei meiner Compagnie hatte man mir schon öfters das Löhnungsgeld in lauter französischen Thalern zum Umwechseln übergeben, und ich

mußte öfters zwei Stunden weit aus dem Lager auf die Dorfschaften gehen. Dieser Umstand verschaffte mir Freiheit, auch bei der eben gedachten Hungersnot um Lebensmittel auszugehen. Ich erhielt zwar so viel ich tragen konnte, indessen aber war die Armee wieder vorwärts gegangen, ich konnte den ersten und andern Tag mein Regiment nicht mehr einholen und wurde darüber von dem kaiserlichen Kalnoky'schen Husaren-Regiment gefangen. Sobald man mich vor die Offiziers gebracht und ich denselben die Namen der Offiziere des Frangipanischen Regiments sagen konnte, bekam ich Freiheit, Unterstützung und einen Paß, mein ehemaliges Regiment wiederum aufzusuchen. Nun wußte ich aber dessen Aufenthalt nicht zu erfragen und kam in die Gegend von Namur, woselbst ich ein kaiserliches Lazaret antraf und von dem dabei gestandenen Protomedico in die Feldapotheke, die sich in einem Kloster an der Sambre, ganz nahe bei Namur, befand, gewiesen wurde. Daselbst blieb ich als ministre bei einem sehr guten Gehalt 14 Tage; da aber auch diese Festung von den Franzosen berannt wurde, mußte ich eilends, um für keinen Ausreißer aufgefangen zu werden, mich ganz anders kleiden und so lange verborgen halten, bis das Lazaret und die Feldapotheke frei abziehen durften.

Mein Regiment fand ich oberhalb Lüttich, im Begriff, eine Hauptschlacht mit den Franzosen einzugehen. Diese erfolgte auch den zweiten Tag hernach, zum großen Verlust der alliierten Armee, welche zehn Stund weit, bis unter die Kanonen von Mastricht, von den Franzosen verfolgt wurde. Etwa 14 Tage hernach gingen die Völker in die Winterquartiere; mein Regiment kam nach Maaseyk und ich wurde bei der Rittmeister von Morgensternschen Eskadron als Feldscheer angestellt mit 30 Gulden Gehalt und 2 Dukaten Medizingeld. Allein ich hatte weder Montierung noch Pferd und mußte bei meinem Rittmeister für beides eine Schuld von 200 Gulden machen, die ich jedoch mit Extrakuren wieder habe abtilgen können.

1747 im April ging es wieder zu Felde. Außer denen bei feindlichen Scharmützeln vorkommenden Verwundungen hatte ich wenig zu thun, denn bei den vielen Strapazen der leichten Reiterei können sich Krankheiten am wenigsten einnisten. Mein angeborener Hang zur immerwährenden Thätigkeit reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeisters auf Kommando, auf Unternehmungen ausreiten dürfe. Unter dem Befehl eines Offiziers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt. 1747 den 13. Juli wurde das Regiment von einem starken Kommando Infanterie in Nispen, drei Stunden von Bergen op Zoom, überfallen, und mir ein Pferd unterm Leibe totgeschossen. Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachteil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger sich damit groß zu machen. Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen. Daß übrigens dieses Frangipanische Husarenregiment, trotz der Uneinigkeit seiner Stabsoffiziere, eine treffliche Schule, Bravour zu lernen und auszuüben, gewesen sei, erweisen die aus solchen emporgestiegenen Generallieutenants von Luckner und von Wunsch (vgl. Neujahrsbl. XII 1895), die Colignons, Giarmati und andere mehr, die zu meiner Zeit als Rittmeisters und Lieutenants dabei gestanden haben.

Noch im Sommer des vorbemeldeten Jahres wurde das Regiment in die Linie hinter Bergen op Zoom beordert, nicht um Ausfälle zu thun, sondern mehr eine Wache bei dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vorzustellen. Dabei aber blieb alles unthätig, die im Vorsommer gemachte reichliche Beute wurde im Müßiggang verpraßt und bei dem Genuß so vieler allerhand Fische, Muscheln und Meerkrebse oder vielmehr Meerspinnen, die sich ein jeder zur Zeit der Ebbe selbst auflesen konnte, rissen Krankheiten ein, die endlich die Obristen nötigten, bei dem Prinzen mit Vorstellungen so lange anzuhalten,

bis er erlaubte, wiederum außerhalb der Linien unsrem Beruf nachzugehen. Es wurde gestattet, und ehe ein Monat verging, hatten wir von den Belagerern der Festung schon über 300 Mann als Gefangene eingebracht und fast ebensoviele Pferde, Wagen und Maultiere erbeutet. Außer den Gefangenen wurde alle Beute dem Regiment gelassen und verhältnismäßig ausgeteilt. Was aber jeder einzelne in Gefangennehmung oder beim Totmachen seines Feinds bekam, daran durfte keiner Anspruch machen, sollte es auch tausend Louisdor gewesen sein. Sämtliche Unteroffiziers hatten ihre Pferde eigen, und die mit solchen erbeuteten Pferde durften sie auch behalten. Nachdem das Regiment solchergestalt eine Zeitlang außer den Linien von Bergen op Zoom herumgeschweift hatte, wurde es nochmals hinter diese Linien kommandiert, woselbst wir bis zum Übergang der Festung bleiben mußten, und nachher ungefähr bis 5 Stund davon in Kantonnierungs-Quartiere kamen. Meine Eskadron bezog etliche Dörfer, ich aber blieb bei dem Rittmeister in Ruckveew, eine Stunde von Rosendaal. In diesem Winter nahm mein Rittmeister mich mit sich in den Haag, da ich viele schöne und große Städte zu sehen bekam. Nach unserer Rückkunft bekam das Regiment Befehl zur Aufhebung eines großen Convoi der Franzosen, den sie von Antwerpen nach Bergen op Zoom bringen wollten, auszurücken. General van Haaren, ein Mitglied der General-Staaten, kommandierte uns nebst einem Regiment kaiserlicher Husaren und 800 Mann Kroaten. Wir bekamen einige Hundert Zugpferde zur Beute und ruinierten die feindlichen Wägen, 700 an der Zahl, mit Kriegsbedürfnissen beladen. Eine sehr beträchtliche Kriegskasse entwischte uns und retirierte sich so weit in die See als sie konnte.

1748 mit Anfang des Frühjahrs ging es wieder zu Feld. Nach vielem Herumziehen des Regiments und von abgesonderten Kommandos und Piqueten des Feindes gemachten beträchtlichen Beuten und Gefangenen kamen wir zur sogenannten kleinen Armee bei Ouden-Bosch (vieux

bois) zu stehen, und hier wurde der Waffenstillstand gemacht" (dem der Aachener Friede zwischen Österreich und Frankreich 25. Mai 1748 folgte). „Wir hatten also außer unsrem Sold keine weiteren Vorteile zu gewärtigen und wurden nach geendigtem Feldzug in die Winterquartiere verlegt. Ich kam mit meinem Rittmeister nach Borkel, 2 Stunden von Valkenwerth, einem Städtchen, wo viele Falken abgerichtet wurden und der Markgraf von Anspach seine eigenen Falkenjäger hatte. Diesen Winter ging ich mit meinem Rittmeister abermals nach dem Haag und von dort nach Amsterdam und London. Nach der Rückkunft von London blieben wir noch etwa vier Wochen in Amsterdam und im Haag, erfuhren daselbst, daß das Regiment bis auf zwei Eskadrons würde abgedankt werden, kehrten sodann in unsern Standort zurück, und ich, da ich die Reduktion nicht erwarten wollte, sehnte mich nach Hause. 1749 den 4. März reiste ich mit meinem eigenen Pferde von Borkel ab und kam den 14. desselben Monats in Marbach an. Ich kehrte in der Herberge zum goldnen Löwen ein, besuchte eine in Marbach wohnende Schwester, meine Mutter in Murr und meine Geschwistrigte in Ludwigsburg, Bittenfeld und Neckarrems. In letzterem Ort hatte meine Schwester Christine eine Heirat mit des dortigen Chirurgi Rudolfen Tochter ausersehen, welche aber bei meiner Ankunft schon mit einem andern versprochen gewesen. Inzwischen wurde ich mit der einzigen Tochter meines Wirts in Marbach, Elisabetha Dorothea Kodweisin, bekannt, mit der ich mich unter Gottes Beistande 1749 den 22. Julii verehelichte. Vorher schon, den 11. Julii, wurde ich in Ludwigsburg von den beiden Leibärzten Bilfinger und Gesner im Beisein des Chirurgen Zänker examiniert und nachher den 29. September in Marbach zum Bürger aufgenommen. Daselbst nun trieb ich die Wundarzneikunst bis zum Anfang des 1753. Jahres."

Mittlerweile war Schillers Schwiegervater nicht ohne eigene Schuld in seinen Vermögensverhältnissen gänzlich

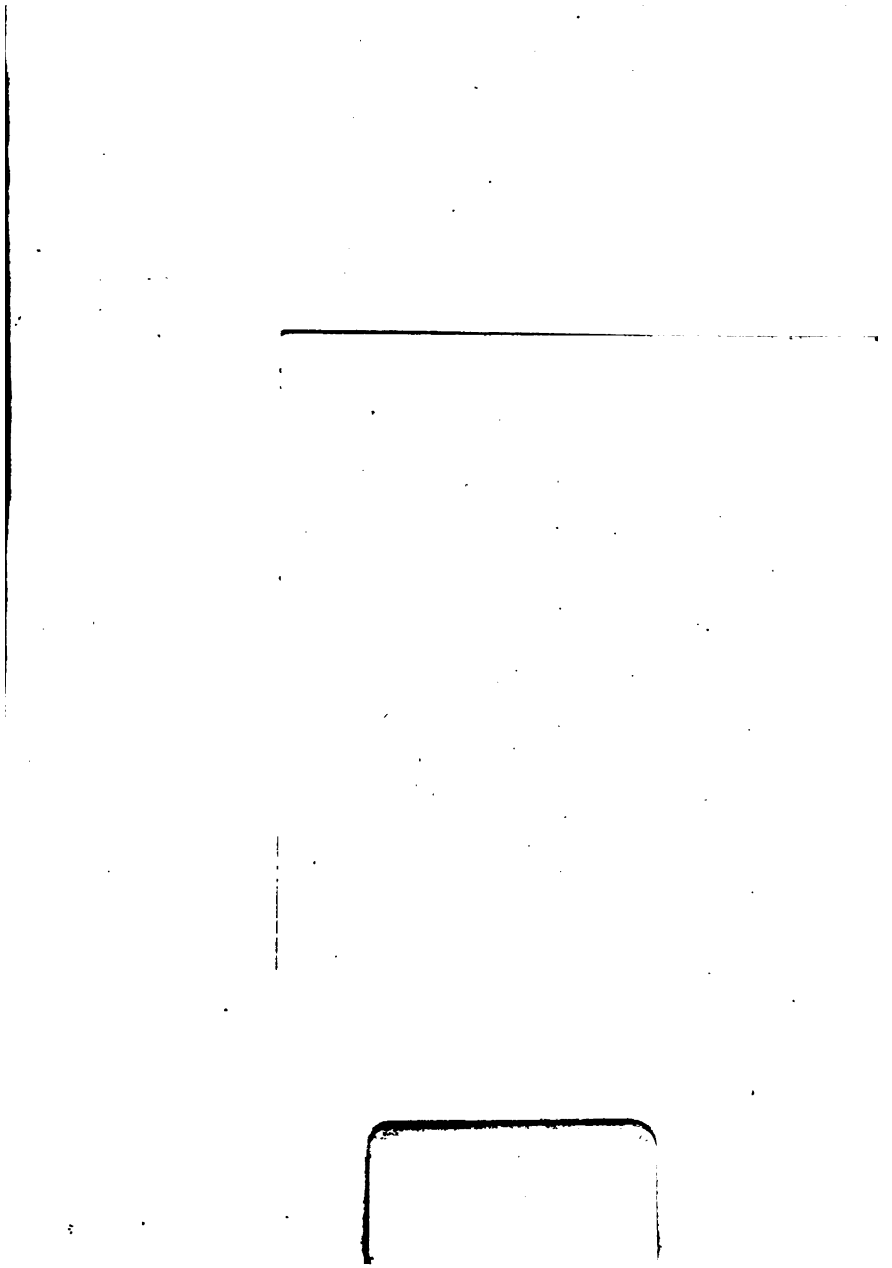
zurückgekommen. „Um der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen, trachtete ich," erzählt Schiller weiter, „ganz von Marbach hinwegzukommen. In dieser Absicht suchte ich Dienste unter dem Militär bei unsrem gnädigsten Landesherrn, anfangs als Feldscheer und da es sich nicht fügen wollte, wurde ich den 1. Januar 1753 Fourier unter dem damaligen Prinz Louisschen Regiment. 1757 den 16. September, als bloß etliche Tage vor dem Abmarsch in die böhmische Campagne, wurde ich bei eben diesem Regiment Fähndrich und Adjutant." — Wie nun Johann Kaspar Schiller den für die Württemberger ruhmlosen siebenjährigen Krieg auf österreichischer Seite mitmachte, 1758 zum Lieutenant vorrückte, wie ihn 1759, während er im Felde stand, die Geburt seines einzigen Sohnes Johann Christoph Friedrich beglückte, der den Namen Schiller hernach verewigen sollte, wie der Vater 1761 Hauptmann, 1763 Werboffizier in Lorch, endlich 1775 Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude wurde, 1794 den Charakter als Major erhielt und noch nach viel Sorgen und Mühen die Freude an der ehrenreichen Laufbahn seines Friedrich, dessen halbjährigen Besuch in der Heimat und die Geburt eines Enkels in Ludwigsburg erlebte, mag an dem angeführten Ort und in den Biographien des Dichters Schiller nachgelesen werden. Hier stehe nur noch der Schluß des entsprechenden Aufschriebs von Vater Schiller: „Bis hierher hat der Herr, mein Gott geholfen, mich aus einem niedern und dürftigen Stande zur Offizierswürde hinaufsteigen lassen, mir immerdar reichliche Nahrung gegeben, mich gesund erhalten, aus vielen Lebensgefahren gerettet, durch Verleumdung meiner Feinde mich nicht stürzen lassen und bis heute samt den lieben Meinigen erhalten, an meinen zwei älteren Kindern (Christophine Reinwald und Friedrich Schiller) viele Freude erleben lassen. Dafür sei ihm Preis, Ehre und Dank und ich will seinen Ruhm verkündigen zu Kindeskind. Amen."

Inhalt.

Seite

Einleitung 3

1. Handwerksmann 7
   Oberkampf 8. Walcker 11.
2. Kaufmann 14
   Reinhard. Autenrieth 15. Oeffner 19. Friedr. Mayer 22.
3. Buchhändler 27
   Cotta 27.
4. Forstmann 30
   Stahl 31. Nördlinger 33.
5. Hüttenmann 37
   Jak. Fr. Mayer 38.
6. Künstler 40
   Dannecker 40. Stirnbrand 43.
7. Gelehrter 47
   Tobias Mayer 48.
8. Pfarrer 52
   Ph. Matth. Hahn 52.
9. Lehrer 62
   Israel Hartmann 63. Joh. Gaiser 69.
10. Schreiber 74
    J. F. Haakh 76.
11. Arzt 81
    B. H. Riecke 81.
12. Soldat 87
    Joh. Kaspar Schiller 87.



Ger 49.1.5
Aus den Lehr- und Wanderjahren unse
Widener Library
003071425
3 2044 086 014 453

sind erschienen:

Württembergische Neujahrsblätter.

Unter Mitwirkung von

Oberschulrat Bezzh, Direktor Dr. Heyd, Oberstudienrat Dr. Paulus, Direktor Dr. Planck, Oberstudienrat Dr. Pressel, Prälat Schmid, Geh. Archivrat Dr. Stälin u. A.

herausgegeben von Professor Dr. J. Hartmann.

I. (1884): **Eberhard im Bart.** Von Gustav Bossert.

II. (1885): **Schiller und Schwaben.** Von Paul Lang.

III. (1886): **Auf dem Bussen.** Eine kulturgeschichtliche Rundschau. Von Dr. Michel Richard Buck.

IV. (1887): **Ludwig Uhland.** Zum hundertsten Gedenktage seiner Geburt. Von Adolf Rümelin.

V. (1888): **Württemberg und die Franzosen im Jahr 1688.** Von D. Theodor Schott.

VI. (1889): **Der dreißigjährige Krieg in Schwaben.** Nach ungedruckten Aufzeichnungen von Zeitgenossen.

VII. (1890): **Aus den Zeiten des Königs Friedrich.** Von H. Bezzh.

VIII. (1891): **Das Kunstleben der Staufenzeit in Schwaben.** Von Dr. Eugen Gradmann.

IX. (1892): **Johannes Kepler.** Von Julius Schall.

X. (1893): **Schwaben in Amerika.** Von Dr. Paul Kapff.

XI. (1894): **Die Besiedlung Württembergs.** Von Dr. Julius Hartmann.

XII. (1895): **Drei Schwaben in fremden Kriegsdiensten.** Von Dr. Albert Pfister.

Jedes einzelne Heft kartonniert Mk. 1.—.

Preisherabsetzung bis 31. Dezember 1896.

Wer ein vollständiges Exemplar der „Neujahrsblätter" in zwölf Heften bestellt, bekommt solches zu **Mk. 5.—** statt Mk. 12.—.